

## Sybille und ihr Soldat

!!! ABBILDUNG (TITEL) FEHLT !!!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

5

### Ein Brief – nur für Sybille

Es war ein Glück, ein seltener Zufall, es war ein unerhörter, ein märchenhafter Glückszufall, dachte Sybille, die mühsam nach irgendeinem Wort suchte, das diesem Ereignis gerecht werden könnte. Einem Ereignis, das gestern hätte eintreten können oder morgen oder irgendwann, vielleicht sogar überhaupt nicht, und nun zu so glücklicher Stunde geschah. An diesem Vormittag, der schulfrei war, und gerade als Sybilles Mutter ausgegangen war, um einzukaufen. Eine Tätigkeit, die jetzt, wo es das meiste doch auf Marken gab, die man vorweisen mußte, die abgeschnitten werden mußten, immer reichlich viel Zeit in Anspruch nahm.

Sybille hätte ihrer Mutter diese Arbeit gern abgenommen, natürlich. Sie hatte sich sogar dazu angeboten, nicht ohne Überwindung, weil sie doch gerade so ein wahnsinnig interessantes Buch las, das ihr Hanni gepumpt hatte. Aber die Mutter hatte nur gelächelt und dann gedankt. »Furchtbar nett, mein Mädel«, hatte sie gesagt, »aber du sollst diesen unverhofften Ferientag einmal richtig genießen.« Und sie war losgezogen, während Sybille teils dankbar, teils mit etwas schlechtem Gewissen zurückblieb. Denn wer weiß: wenn sie ihr Angebot etwas nachdrücklicher, etwas herzlicher vorgebracht hätte, dann wäre die Mutter vielleicht doch und ganz gern darauf eingegangen.

Aber nun war sie froh, daß sie zu Hause geblieben war. Denn wenig später hatte es geklingelt, der Briefbote hatte vor der Tür gestanden, hatte umständlich etwas aus seiner großen Ledertasche mit der weit überhängenden Klappe geholt und gesagt: »Ein Brief für Fräulein Sybille Beise. Ist doch wohl richtig hier, nicht wahr?«

»Ja«, hatte Sybille geantwortet und einen ganz roten Kopf bekommen vor Erregung und Verlegenheit, und sich zugleich schrecklich darüber geärgert, daß sie so rot geworden war. Aber dann hatte sie sich damit getröstet, daß es ziemlich dunkel, so richtig schummerig war hier im Hausflur, da hatte der Briefträger wohl ihr Erröten gar nicht wahrgenommen und auch nicht gesehen, wie ihre Hände zitterten, als sie den Brief in Empfang nahm. »Danke«, hatte sie gehaucht und die Tür leise geschlossen. Und diesen Augenblick, den Türdrücker noch in der einen, den Brief, einen richtigen Feldpostbrief, in der anderen Hand, den würde sie nun wohl niemals vergessen.

Es blieb leider wirklich nur ein Augenblick. Als sie sich umdrehte, da stand Peter, ihr Bruder, neben ihr. »Was gab's denn?« fragte er aufdringlich, mit seiner üblichen Neugier und Wißgelüstigkeit.

»Ach«, sagte Sybille mit gespielter Gleichgültigkeit. »Nur der Postbote ...«

»Für Mutti?« wollte Peter wissen. Es schien ihm im übrigen eine unnötige Frage, denn wer sonst von ihnen dreien bekam schon Post? Nur Mutti schrieb immer Briefe, dahin und dorthin, an alle möglichen Verwandten, die man zum Teil gar nicht kannte, noch nie gesehen hatte, und an den Bruder von Vati, von ihrem lieben, prächtigen Vati, der nun schon so lange tot war und an den man nicht denken konnte, ohne traurig zu werden. »Man muß zusammenhalten, man muß den Zusammenhang in der Familie, in der Sippe pflegen«, das war Muttis Ansicht und Überzeugung, sie sprach oft darüber, und daß die Familie doch eigentlich die Grundlage, die Voraussetzung des Staates, des Volkes sei, eine der Hunderttausende von Zellen, aus deren Gesamtheit sich das Volk bilde. Peter nickte dann ernsthaft, das waren Weisheiten, die er nur halb begriff, aber seine Mutter freute sich, wenn er aufmerkte und ihr Recht gab, und er machte ihr gern eine Freude, besonders, wenn es so leicht und ohne Opfer zu ermöglichen war. Aber innerlich war er nicht ganz derselben Ansicht, er dachte dann an Tante Natalie, die niemand leiden konnte, weil sie so komisch war und eine so spitze Zunge hatte, und an Onkel Herbert, der immer braschte und nie etwas mitbrachte für die Kinder, wenn er einmal zu Besuch kam, dafür aber an allem rummäkelte und die Mutter behandelte, als wäre sie ein kleines Mädchen und wüßte nicht, was sie tun und wie sie sich benehmen müsse.

Immerhin: »Für Mutti?« fragte Peter ein zweites Mal, denn wenn ihn auch die Antwort, die ja nichts weiter sein konnte als ein glattes Ja, sehr gleichgültig ließ, so sollte sich Sybille doch nicht einbilden, sie käme ohne eine solche Antwort davon.

»Nein, für mich«, erwiderte Sybille hochmütig und warf den Kopf in den Nacken, daß die beiden kastanienbraunen, dicken Zöpfe nur so flogen. Die Stunde des Triumphes war gekommen. Wie eine Königin, wie Brunhild, ging sie –

50 nein, schritt sie, Königinnen schreiten, das Gehen überlassen sie den gewöhnlichen Sterblichen – an Peter vorbei in ihr Zimmer.

Peter war kein Seemann, er hielt es mit der Fliegerei und bastelte eben schon seit Wochen an seinem zweiten großen Segelflugzeugmodell. Trotzdem – wenn Sybille auch noch so angab, ihn konnte das nicht erschüttern. »Wichtigkeit!« sagte er patzig, und er legte in dieses Wort die ganze Verachtung, die ein Junge einem Mädgel gegenüber zu empfinden  
55 verpflichtet ist, auch wenn dieses Mädgel, wie hier, gute vier Jahre älter ist. Sie bleibt eben doch nur ein Mädchen.

Sybille überhörte das geflissentlich. Sie verschwand, ehe Peter noch etwas Boshafes und Anzügliches hinzufügen konnte, und so stapfte er etwas verdrossen hinüber in die Besenkammer, die er sich mit mütterlicher Einwilligung als Werkstatt eingerichtet hatte. Hier war sein ureigenes Reich, hier durfte er sicher sein, daß niemand von den  
60 »Weibsleuten«, Sybille nicht und natürlich auch nicht die Mutter, es wagen würden, ihn zu stören. Hier konnte er also ganz unbesorgt seinen Einfällen und Plänen nachgehen – daß er eben ausnahmsweise einmal nicht sägte und hämmerte und klebte, das hatte freilich seinen besonderen Grund. Er konnte nämlich eine traurige Erfahrung, die er während der letzten Geländeübung hatte machen müssen, noch immer nicht verschmerzen. Da hatte man ihn von jedem Spähtruppunternehmen ausgeschlossen, er hatte egal weg gut versteckt in einer Sandkuhle liegen müssen, und als er sich schließlich ein Herz gefaßt und sich wegen der ihm angetanen Zurücksetzung beklagt hatte, da hatte man  
65 ihm gesagt: »Spähtrupp? Du? Kakfif ... kommt auf keinen Fall in Frage! Wo dein Haarschopf so leuchtet, daß man ihn auf dreihundert Meter im Dunkeln wahrnimmt. Du würdest ja den andern sofort unsere Stellung verraten!«

Das also war der Grund gewesen, und nun hantierte Peter, glühend vor Eifer, in seinem kleinen Reich, er hatte sich zwei oder drei Strähnen seines weißblonden, seidenweichen Haares abgeschnitten, die lagen nun fein säuberlich in kleinen Glasschalen, und er versuchte, sie mit Farben aus seinem Malkasten, ja sogar mit Tinte zu behandeln, damit  
70 sie schwarz wurden oder braun wie Sybilles Zöpfe oder wenigstens doch dunkelblond. Einstweilen freilich war diesen Bemühungen der rechte Erfolg versagt, und besonders die Locke, die er mit schwarzer, garantiert echter Eisengallustinte behandelt hatte, sah, ehrlich gesagt, scheußlich aus. Aber auch die anderen Farben erwiesen sich als unbeständig, vorläufig noch, er legte die gefärbten Locken probeweise ins Wasser, da wurden sie gleich wieder weiß oder gar fuchsig-bunt, und er haderte ernsthaft mit dem Schicksal während dieser Verdunkelungsübung, mit diesem  
75 Schicksal, das Sybille unnötigerweise mit so schönem braunem Haar beschenkt hatte, dessen sie gar nicht bedurfte – denn sie würde ja nie so ein Geländespiel mitzumachen brauchen – während er mit lächerlich weißblonden Haaren herumliefe und es sich gefallen lassen mußte, daß sogar der Fähnleinführer ihn nur bei seinen Spitznamen Wittkopp rief.

Während dessen saß Sybille in ihrem Stübchen, in dem weißen, bequemen Rohrsessel, sie hielt den nun geöffneten  
80 Brief in der Hand und schaute vor sich hin, und es war ihr seltsam zumute. Da schrieb nun ein Soldat, sie hatte ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, Ludwig Zelter hieß er, sie hatte diesen Namen nie vordem gehört, nun sagte sie ihm leise vor sich hin. »Ludwig« flüsterte sie, und sie fand, daß es eigentlich ein schöner, ein wohlklingender Name sei. Er schrieb an das Mädchen Sybille Beise, und sie selbst war dieses Mädchen. Sie war vierzehn Jahre alt, sie saß in der fünften Klasse der Mädchenoberschule, in der Obertertia, hätte man früher gesagt, und die Lehrerinnen sagten  
85 schon Sie zu ihr und ihren Kameradinnen. Und ein Lehrer aus der Grundschule, dem sie neulich auf der Straße begegnet war, der hatte sie sogar zuerst höflich begrüßt, ja als erster hatte er die Hand erhoben und getan, als wäre sie eine richtige Dame. Dieser Soldat aber, der schrieb ganz schlicht an sie, ganz einfach. »Liebe Sybille« schrieb er. Und »Du« redete er sie an, und sie nahm es ihm nicht einen Augenblick übel, sie fand es sogar richtig, es klang so warm, so kameradschaftlich, und es würde ihr das Recht geben, ebenfalls Du zu sagen zu ihm, und das war schön. Es war so,  
90 als wäre dieser Soldat dann gar nicht mehr so furchtbar weit weg, so viele hundert, ja wohl mehr als tausend Kilometer von ihrer Heimatstadt.

»Liebe Sybille« schrieb er. »Ich habe das Päckchen bekommen, das Du und Deine Schulkameradinnen mir geschickt habt, und ich habe, wenig später, das andere bekommen, das Buch und die Schokolade, und das ist nun nur von Dir. Ich habe mich über beides sehr gefreut, und ich habe Deiner ganzen Klasse meinen Dank gesagt, nun will ich es Dir  
95 gegenüber noch besonders tun. Denn Du sagtest ja in Deinem Brief, daß du einem Soldaten, irgendeinem unbekanntem Soldaten, gern ab und an eine Freude bereiten, ihm einen Gruß aus Deiner Heimat, die ja, im weitesten Sinne, auch seine Heimat ist, schicken möchtest. Deine Zeilen haben mir doppelt wohlgetan, weil alles ganz so ist, wie du es Dir erhofftest, weil der, auf den Du verfallen bist, wirklich sehr allein steht auf der Welt. Ohne Vater und ohne Mutter und leider auch, da er das schmerzliche Schicksal litt, der einzige zu sein, ohne Geschwister. Da ist es natürlich schön,  
100 jemand zu wissen, der fern in der Heimat an ihn denkt – und sei dieser Jemand auch nur ein Mädchen von vierzehn Jahren – so alt ungefähr muß Du sein nach meiner Berechnung – und demnach ein halbes oder gar ein ganzes Kind noch. Aber warte, ich muß mich berichtigen: ganz so allein bin ich natürlich nun wieder nicht, denn ich bin ja Soldat, ich bin einer aus dem großen, großen Heer, das aufmarschiert ist, um seines Volkes, seines Vaterlandes Recht und Zukunft und Bestand zu verteidigen und zu sichern. Und da bin ich denn eben doch nicht allein, denn wer Soldat ist,  
105 der hat Kameraden, und Kameraden sind Menschen, mit denen man durch das Schicksal zu einer ganz seltenen Gemeinschaft zusammengeschmiedet ist, was dem einen Gutes geschieht, das erfreut und beglückt auch den andern,

und wenn der eine blutet, so zuckt auch des andern Herz. Kameraden lachen zusammen und sie arbeiten zusammen, sie kämpfen zusammen und vielleicht sterben sie auch einmal zusammen, und manchmal denke ich, obwohl ich, wie gesagt, keine Geschwister habe, sie sind inniger miteinander verbunden als zwei leibliche Brüder. Sie kennen sich so gut, so bis ins letzte Fältchen ihres Wesens hinein, daß jeder die Bewegung des andern, den Gedanken des andern schon errät, noch ehe sie ausgeführt oder gedacht sind. Und so bin ich, in diesem Sinne, nun freilich doch nicht allein – da ist ein kleiner Kreis von andern, jeder hat bislang sein eigenes und persönliches Leben gelebt, aber nun sind wir eins und wir gehören zusammen, und das macht auch das Schwerste noch leicht.

Ich weiß nicht, ob Du das verstehst mit Deinen jungen Jahren, liebe Sybille. Wenn nicht, dann wird es Dir Deine Mutter – sicher hast Du eine gute, sorgende, liebevolle Mutter, das kann ja gar nicht anders sein –, also die wird Dir das vielleicht besser erklären, als ich es vermag. Aber ich meine beinahe, das wird nicht nötig sein. Diese Zeit, in der wir leben, in der wir leben dürfen, diese große Zeit, in der wieder einmal unseres Volkes Zukunft auf der Waage des Ewigen liegt, die macht auch die Jungen reif und anders reif als ihre Alterskameraden und -kameradinnen aus früheren Jahrzehnten. Und selbst ein vierzehnjähriges Mädels wird begreifen, wenn nicht mit dem Verstand, so doch wenigstens mit dem Herzen, was ich hier meine, was ich mit meinen einfachen und vielleicht ungeschickten Worten auszudrücken bemüht bin.

Ich soll Dir von mir und von unserm Leben hier erzählen, so schriebst Du. Nun, da ist nicht viel zu sagen. Wir liegen hier im Westen irgendwo und tun unsern Dienst und warten. Du wirst sagen – oder wenigstens denken –, das ist nicht viel. Aber es ist leider mehr und schwerer, als Du es Dir vorzustellen vermagst. Warten ist immer schwerer als tun, als handeln, und wenn man es seit sieben, acht Monaten hat tun müssen, seit dem Augenblick, als man von Polen hier rüber geworfen wurde, dann ist das sogar allerhand. Dann ist das eine harte Geduldsprobe, die auch den besten mit der Zeit müde machen könnte. Aber das gerade ist es ja, was wir auf keinen Fall werden dürfen: müde, und so haben wir schließlich auch dann etwas zu tun, wenn wir eigentlich gar nichts zu tun haben und wenn wir dienstfrei sind. Wir müssen nämlich dann noch immer und dauernd an uns selbst arbeiten, damit wir eben nicht müde werden. Damit wir ohne Ungeduld des Augenblicks harren, wo man uns ruft, wo man uns braucht.

Du wirst nun vielleicht, Sybille, wissen wollen und genauer wissen wollen, wo ich bin, wo wir liegen, meine Kameraden und ich. Sicher denkst Du es Dir nett, den Ort auf der Karte festzustellen, Dir für Deine Gedanken so einen festen Punkt im Raume suchen zu können. Und nun muß ich Dich zum andern Male enttäuschen. Weil bei einer solchen Frage dem Soldaten die zweite große Aufgabe erwächst, neben dem Wartenkönnen: das Schweigenkönnen. Schwatzhaftigkeit und Redseligkeit in rein militärischen Dingen hat in Kriegs- und Friedenszeiten schon viel Unheil angerichtet, so ist es gut, wenn man es gelernt hat und weiß, daß Schweigen nicht nur eine Tugend des Soldaten ist, sondern eine heilige Pflicht. Irgendwo im Westen stehe ich, einer unter vielen, und das muß Dir genügen. Es wird Dir genügen, denn Du bist doch die Sybille Beise. Du bist das Mädchen, das dem unbekanntem Soldaten Ludwig Zelter einen Brief ins Feld geschrieben und ihm damit eine große, große Freude bereitet hat. Für die er hiermit nochmals und herzlich dankt.«

Sybille hatte den Brief, diesen langen Brief, erst verschlungen, und dann hatte sie ihn gelesen, Zeile für Zeile, und beim drittenmal, da hatte sie ihn fast buchstabiert, Wort für Wort. Nun kannte sie ihn beinahe schon auswendig. Sie saß da, auf ihrem leichten Sesselchen, es war kühl in dem kleinen Zimmer, das nach Norden lag und selbst im Sommer kaum je einen Lichtstrahl von der Sonne draußen erhielt, aber sie fror nicht. Ihr war sehr warm, und sie war froh. Und auch stolz. Ja, richtig stolz. Weil dieser Brief der erste richtige Brief war, den sie in ihrem jungen Leben bekommen hatte. Die Zettelchen, die sie und ihre Freundinnen sich gelegentlich unter der Schulbank zuschoben, die zählten ja nicht. Und sonst bekam sie höchstens mal eine Ansichtskarte von einer Tante oder einem sonstigen Verwandten, aus der Sommerfrische, vom Strand etwa oder aus den Alpen, wenn es hoch kam, wohl auch aus Italien. Einen Brief, und noch dazu einen so wunderbaren Brief, den man gar nicht gleich vergessen konnte, den man überhaupt nicht vergessen konnte, den man las wie ein Kapitel aus einem schönen und ergreifenden und ernsten und traurigen Buch, den hatte sie noch nie bekommen.

»Der ist nun ganz für mich allein«, dachte Sybille, und auch das war ein Glück, etwas zu besitzen, was einem ganz allein gehörte, ein ganz persönliches Eigentum zu haben. Sie würde zu keinem, zu niemandem davon sprechen, und sie würde den Brief immer bei sich behalten. Am besten wäre es wohl, sie machte sich dafür ein besonderes Täschchen, sie hatte Geschick zu solchen kleinen Arbeiten, und manchmal plante sie sogar, dies Talent später einmal zu verwerten und Kunstgewerblerin zu werden oder etwas Ähnliches. Sie wußte zwar nicht ganz genau, was sie sich unter diesem Beruf vorstellen sollte, aber daß es etwas Besonderes war und etwas, das ihr Spaß machen würde, das schien ihr sicher. Im übrigen: sie würde nun gleich antworten, am besten heute noch, am besten sofort, es dauerte ja einige Zeit, bis der Brief ankam, auch dieser war acht Tage gelaufen, und so würde sie sich vierzehn Tage freuen können, vierzehn Tage auf den nächsten Brief warten können, und dann immer so weiter. Es würden viele, viele Briefe aus dem einen werden, und da lohnte es sich gewiß, sich so ein Täschchen zu arbeiten.

Während Sybille noch darüber nachdachte, hörte sie die Wohnungstür gehen – das konnte nur die Mutter sein. Sybille

sprang auf wie von der Tarantel gestochen, sie fegte aus ihrem Zimmer heraus wie ein Windstoß, und so freudig glühte ihr Gesicht, daß ihre Mutter kopfschüttelnd fragte: »Nanu – Kind? Sybille? Was ist denn mit dir los?«

165 »Och – nichts«, erwiderte Sybille und tat plötzlich so, als wäre gar nichts besonderes geschehen, als wäre die Welt in nichts verändert. Und erst als sie merkte, daß Peter, der mit zornig gefurchter Stirn aus der Besenkammer herausgekrochen kam – seine Versuche mit der Haarfärberei wollten und wollten nicht ein richtiges, befriedigendes Ergebnis erzielen, und er würde sich damit abfinden müssen, auch beim nächsten Kriegsspiel nur wieder in irgendeiner blöden Sandkaule zu liegen, er würde niemals einen Sonderauftrag erhalten, niemals befördert und ein  
170 Führer werden – ja, erst als Sybille merkte, daß ihr Bruder Peter im Augenblick sein ganzes Interesse dem Inhalt des Einkaufsnetzes zuwandte und ihn sachverständig und hoffnungsvoll untersuchte, erst da flüsterte sie ihrer Mutter zu: »Weißt du, Mutti – ich habe vorhin einen Brief bekommen.«

»Einen Brief?« wunderte sich Frau Beise. Allerdings, das war ein erstaunliches Ereignis, denn wann war das je geschehen? »Von wem denn, Kind?« fragte sie, nun selbst ziemlich neugierig geworden.

175 »Von Zelter«, erwiderte Sybille triumphierend. »Von Ludwig Zelter natürlich!« Und voller Erwartung sah sie ihre Mutter an.

Zelter? Zelter? Frau Beise grübelte angestrengt nach, sie konnte sich unter diesem Namen niemanden vorstellen, und sie sah völlig verwirrt und richtig ein bißchen komisch aus, wie sie sich so abmühte, diese geheimnisvollen Zusammenhänge zu verstehen. Sybille hätte gern gelacht, so drollig erschien ihr das Gesicht der Mutter in diesem  
180 Augenblick. Aber der Lachreiz wurde verdrängt von gerechter Empörung darüber, daß ihre Mutter, ihre goldene Mutti, die sie doch sonst immer so gut verstand, diesmal, und gerade wo es so besonders wichtig war, versagte. Völlig versagte, jawohl!

»Aber das ist doch der Soldat, dem ich geschrieben habe«, erklärte sie verletzt. »Ich habe es dir doch erzählt, damals, als unsere Klasse das Paket ins Feld schickte, und daß ich unmittelbar hinterher noch ein besonderes kleines  
185 Päckchen, nur von mir, nachgeschickt habe.«

»Ach so ... ja ... natürlich!« Frau Beise atmete auf. Sie hatte den Einfall ihrer Sybille damals sehr nett gefunden. Nun war also die erwartete Antwort eingegangen – sehr hübsch, wirklich. Aber daß das Mädchel dadurch gleich so aus Rand und Band kam, wunderte die Mutter doch.

»Du mußt nicht böse sein, Mutti«, sagte Sybille sehr leise, als Frau Beise die Hand nach dem Brief streckte, den das  
190 Mädchen wie eine Siegesfahne in der Hand schwenkte. »Aber der Brief ist natürlich ganz allein für mich bestimmt, und ich ...«

»Ach so, ja – natürlich ...« Frau Beise ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Sie war ein bißchen traurig: da war nun Sybille, ihre Tochter ... seit eh und je hatte sie alle ihre Gedanken, alle ihre Hoffnungen und Pläne und Empfindungen ihrer Mutter anvertraut, die Seele dieses Kindes lag offen wie ein Buch vor der Mutter, sie war eben  
195 ein Mädchen und darin anders als Peter, der schon früh so eigenwillig war und seine besonderen Wege ging. Und nun: fing sie nun an, Geheimnisse vor der Mutter zu haben? Begann das so früh? Frau Beise versuchte, an ihre eigene Jugend zu denken, aber sie konnte sich nicht entsinnen, wie das damals mit ihr gewesen war.

Sie lächelte ein wenig – Sybille sollte nicht sehen, daß ihr das nahe gegangen war. »Du hast recht, mein Kind«, sagte sie. »Und es ist ja auch dein Brief.« Und sie wandte sich nach der Küche, um die Vorbereitungen für das Mittagessen  
200 zu treffen.

Sybille ging ihr nach. Sie hätte ein bißchen helfen müssen, sie wollte es wohl auch zunächst. Aber dann setzte sie sich statt dessen auf die Küchenbank. Sie nahm den Brief vor und las ihn langsam zum vierten Male.

»Weißt du, Mutti«, meinte sie nach einiger Zeit, zögernd noch und etwas ungewiß, »ich ... also, möchtest du nicht ein Stück aus dem Brief hören? Da steht etwas drin, was eigentlich auch für dich bestimmt ist. Aber natürlich nur, wenn  
205 du Lust hast zuzuhören.«

»Aber gern, Kind, sehr gern«, ermunterte Frau Beise ihre Tochter. Und das Lächeln, das jetzt über ihre Lippen huschte, war schon anderer Art, erwartungsvoll und sehr viel zuversichtlicher.

Sybille las langsam und mit den gehörigen Pausen die Stelle vor, die sich auf die Kameradschaft bezog und in der der Soldat Ludwig Zelter auch Sybilles Mutter erwähnte.

210 Als sie schloß, entstand eine kleine Stille, in die endlich Sybilles Frage hineinplatzte: »Also ... wie findest du das, was Ludwig da schreibt?«

Ludwig sagte sie, jawohl. Der Name sprang ihr glatt und ohne Zögern von den Lippen, es war ihr, als hätte sie ihn seit langem täglich viele Male ausgesprochen, so vertraut erklang er ihr.

»Ich finde es sehr schön«, erwiderte Frau Beise, ohne sich zu besinnen. »Er hat seine Aufgabe, die ihm das Vaterland

215 gestellt hat, sehr richtig verstanden und ist ganz in sie hineingewachsen. Er scheint ein prächtiger Mensch zu sein,  
dein ... dein Soldat.«

»Ich könnte dir auch noch eine andere Stelle vorlesen«, meinte Sybille und seufzte befriedigt. »Die zum Beispiel, wo  
er von dem Wartenmüssen schreibt, die ist auch sehr schön. Wenn du Zeit und Lust hast zuzuhören, natürlich nur.«

220 Ja, Frau Beise hatte Zeit, und sie hatte Lust, sie ließ keinen Zweifel darüber aufkommen. Sie war eine richtige Mutter,  
und richtige Mütter, die mögen noch soviel zu tun, zu sorgen und zu arbeiten haben, sie haben immer Zeit für ihre  
Kinder und für deren kleine und große Sorgen und Nöte und Freuden. Immer, jawohl – auch wenn sie schließlich die  
Nacht zu Hilfe nehmen müssen, um ihre eigenen Aufgaben zu erledigen.

225 Sybille las also weiter, den letzten Teil des Briefes. Und als sie soweit gekommen war, fand sie, das Bild, das sich ihre  
Mutter von dem Soldaten Ludwig Zelter machen könnte, würde unvollkommen bleiben, wenn sie nun nicht auch noch  
den Anfang des Briefes vorlas.

230 »So«, sagte sie endlich mit einem kleinen Aufatmen, »das wäre nun alles. Und er hat auch eine so ... so  
charakteristische Handschrift – das schwere Wort machte ihr Mühe, aber nun, da sie es endlich ausgesprochen hatte,  
war sie fast stolz darauf und fühlte sich verpflichtet, es zu wiederholen –, »eine sehr charakteristische Handschrift,  
wirklich, du wirst es ebenfalls sagen, Mutti«, und sie reichte der Mutter den Brief hinüber, diesen Brief, den sie  
bekommen hatte und der doch ganz für sie allein sein sollte, den kein anderer lesen, kein anderer in die Hand nehmen  
sollte, wie sie es sich noch vor kurzem so fest vorgenommen hatte. Und sie ruhte nicht eher, als bis Frau Beise nun  
ihrerseits den Brief von Anfang bis zu Ende gelesen und studiert und gebührend gelobt hatte. Erst als das geschehen  
war, als die Mutter noch einmal eine Menge freundlicher, ja herzlicher Worte über den Soldaten gesagt hatte, war  
Sybille zufrieden.

235 »Jetzt will ich dir aber wirklich helfen«, sagte Sybille und machte sich mit Feuereifer über das Gemüse her. Denn  
wenn ihr der heutige Tag etwas Gutes und Unerwartetes beschert hatte, so war es nur recht und billig, daß sie alles nur  
mögliche tat, um sich dieses Geschenk als würdig zu erweisen.

240

## Geranien im Luftschutzkeller und die ollen Römer

Seit den ersten Kriegsmonaten schon war mit Sybille eine gewisse Veränderung vorgegangen, über deren eigentliche  
Ursachen sie sich selbst nie recht hatte klar werden können. Sie war bis dahin, im Guten und im Bösen, ein Mädel  
gewesen wie ihre ganzen Spiel- und Klassenkameradinnen auch, mal faul und mal fleißig, ein bißchen sprunghaft, wo  
245 es um die Erfüllung von Pflichten und Aufgaben ging, aber gut zu leiden, mit vielen Freundinnen, aufgelegt zu jedem  
lustigen Streich. Der Krieg hatte natürlich auch die Leichtsinnigsten und Oberflächlichsten gepackt, er hatte  
niemanden unberührt gelassen, man wußte um den Ernst der Zeit oder man ahnte ihn wenigstens dunkel, und man  
wußte von der Größe und Schwere der Entscheidungen, um die es ging. Da wurde man natürlich selbst etwas ernster,  
etwas nachdenklicher.

250 Aber für Sybille bekam diese Kriegszeit ihr eigenes Gesicht. Irgendwie fühlte sie sich ausgeschlossen von dem  
Erlebnis der anderen. Denn hatte nicht jede ihrer engsten Kameradinnen, hatten nicht Inge und Ursula, Hanni und Rita  
irgend jemanden, der ihnen sehr, sehr nahe stand, draußen im Feld? Einen älteren Bruder die einen, den Vater gar die  
anderen. Ursel zum Beispiel – deren Vater hatte den ganzen Polenfeldzug mitgemacht, und er war dann mit seinem  
Bataillon in Dänemark einmarschiert, war schließlich irgendwo in Norwegen, sehr hoch im Norden, gelandet. Und  
255 Ursel hatte einmal erzählt, vor gar nicht langer Zeit, wie sie und ihre Geschwister mit der Mutter zusammen des  
fernen Vaters Geburtstag gefeiert hatten – es war eine seltsame und unvergeßliche Feier gewesen, nicht traurig, das  
war ja nicht nötig, er lebte ja doch noch, es war ihm gut gegangen, und er würde das nicht gern gesehen haben. Aber  
doch auf irgendeine Art feierlich und schöner, als dieser Tag je gewesen war in sogenannten Friedenszeiten. Jedes der  
Kinder hatte eine Kleinigkeit für den Vater gekauft oder selbst angefertigt, und das alles war nun auf dem  
260 Geburtstagstisch aufgebaut worden. Zum Kaffee hatte es Mohnstritzel gegeben, für den Ursels Vater eine Schwäche  
hatte, und wenn er auch nicht mehr friedensmäßig war und manche der sonst üblichen Zutaten fehlte, er hatte doch  
wundervoll geschmeckt. Ja, das Merkwürdige war, er hatte besser geschmeckt als alle seine Vorgänger. Dann hatten  
sie alle die kleinen Geschenke und Liebesbeweise zusammengepackt, man mußte mehrere Feldpostpäckchen daraus  
machen, um die Gewichtsgrenze nicht zu überschreiten, und dann hatte sich Ursels Mutter ans Klavier gesetzt und des  
265 Vaters Lieblingsstück gespielt, und alle hatten gesungen.

»Und mit einem Male«, hatte Ursel erzählt, »war es mir zumute, als wäre Vater da, als wäre er mitten unter uns und  
müßte mir im nächsten Augenblick die Hand auf den Scheitel legen, wie er es manchmal tat, wenn er nett sein wollte  
und wenn er mit mir zufrieden war. Ja – und vielleicht werdet ihr mich auslachen und für närrisch halten, aber es war

mir wirklich so: unser Vater, der war hundert oder tausend oder noch mehr Meilen weit weg – was weiß ich, wie weit  
270 Drontheim von hier entfernt ist, ich habe immer eine Vier gehabt bei Fräulein Klaaßen in Erdkunde – sehr weit weg  
jedenfalls, und dabei hatte ich mit einem Male das Empfinden, er sei mir nie so nahe gewesen wie in jenem  
Augenblick.«

Es hatte keines gelacht von all den Mädeln oder auch nur irgendeine dumme Bemerkung gemacht, es war ihnen allen  
ganz komisch ums Herz geworden, und besonders, als Ursel sich dann umwandte, um nicht zu zeigen, wie es ihr  
275 feucht in den Augen glitzerte. Aber was sie selbst, Sybille, anbelangte, so hatte sie ihre Freundin Ursel richtig  
beneidet um ein Erlebnis, dessen Besonderheit sie dunkel fühlte.

An dies und vieles andere mußte Sybille jetzt denken. Auch an ein Mädchen aus ihrer Klasse, die einmal ganz  
verweint und mit blassem, spitzem Gesicht in die Schule gekommen war, in einem schwarzweiß gestreiften, dunklen  
Kleid. Die war nach der ersten Stunde nach Hause geschickt worden von der Klassenlehrerin, und es hatte sich dann  
280 flüsternd herumgesprochen, ihr Bruder Axel sei gefallen als Flieger. Sie hatten ihn alle gekannt und gründlich gehaßt,  
weil er immer so herablassend und ein bißchen spöttisch mit ihnen sprach, wenn der Zufall sie gelegentlich  
zusammenbrachte. So, als wären sie kleine Kinder, dumme Gören und nicht junge Mädchen, die verlangen konnten,  
daß man sie entsprechend behandelte. Aber nun war er tot, nun war das alles vergessen. Was blieb, war das Bild eines  
jungen, straffen Leutnants mit frischem, braungebranntem Gesicht, den man nun nie wieder durch die Straßen der  
285 Stadt spazieren sehen würde, der irgendwo in fremder Erde lag, die blutende Stirn vom Lorbeer des Siegers  
umwunden. So ungefähr stellten Sybille und die andern sich das vor, und als die Schwester des Gefallenen am  
nächsten Tag in die Schule kam, da wetteiferten alle, ihr irgendeine kleine Freude zu bereiten. Sie ließ sich das  
dankbar, mit einem dünnen Lächeln gefallen, und alle fanden es nur selbstverständlich, daß man sie in den Pausen  
allein gehen ließ, die erste Zeit, sie selbst hatte das wohl nicht anders erwartet, und daß man sie von ferne mit scheuen  
290 Blicken beobachtete, wie einen Menschen, der vom Schicksal ausersehen ist, etwas besonders Schweres zu tragen.

Sybille hatte niemanden draußen, der ihr auf diese Art nahe stand. Der Vater war seit langem tot, ihr Bruder Peter war  
nichts weiter als ein »kleiner Junge mit großer Schnauze«, wie sie ihn schalt, wenn er sie wieder einmal bis aufs Blut  
gepeinigt hatte und sie ernsthaft böse mit ihm war.

Aber jetzt bekam alles mit einem Male ein anderes Gesicht. Jetzt konnte sie mitreden. Sie brauchte nicht mehr von  
295 irgendwelchen Vettern zweiten oder dritten Grades zu erzählen, die da und dort, am Rande der deutschen Welt, im  
grauen Ehrenkleid des Soldaten auf Wache standen. Pah, mit einem Vetter konnte man keinen Hund hinter dem Ofen  
hervorlocken, und mit einem Vetter, den man etwa nur dem Namen nach kannte, den man nie oder höchstens ein- oder  
zweimal gesehen hatte, schon gar nicht.

Jetzt plötzlich wurde alles anders und besser. Sybille hatte einen Brief, einen richtigen Feldpostbrief, und sie würde  
300 ganz sicher noch viele andere Briefe bekommen. Sie ließ ihre Freundin Hanni den Umschlag in die Hand nehmen,  
nicht ohne eifersüchtig darauf zu achten, daß sie ihn auch sofort wieder zurückbekam. Und Carola, die dicke,  
stämmige Carola, die auch jetzt, wo man sich doch manches verkneifen mußte, was früher fast als selbstverständlich  
galt, Monat für Monat rundlicher und wohlgenährter wurde, bei der alles anschlug, sogar das Marmeladenbrot und der  
Malzkaffee, die durfte den ersten Satz aus dem Brief anhören – nur den ersten Satz natürlich, aber auch das war schon  
305 eine hohe Auszeichnung. Alles geschah natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, doch war Sybille  
keineswegs böse und empört, als sie erfahren mußte, daß sehr bald die ganze Klasse von diesem Brief wußte. Im  
Gegenteil – das stärkte ihr Selbstbewußtsein, und wenn jetzt irgend jemand erzählte: »Mein Vater denkt auch, daß er  
vielleicht bald auf ein paar Tage Urlaub nach Hause kommen wird« oder »Mein Bruder ist vorige Woche zum  
Gefreiten befördert worden«, dann konnte Sybille mit betonter Gleichgültigkeit einwerfen: »Mein Soldat schreibt in  
310 seinem letzten Brief ...«

Ja, der Soldat Ludwig Zelter, den sie doch nie gesehen hatte, der wurde von ihr restlos als ihr ganz persönliches  
Eigentum mit Beschlag belegt. Er war ihr Soldat, er gehörte ihr, wie andern ihr Vater gehörte oder ihr Bruder. Und sie  
hatte auch nicht die geringsten Gewissensbisse, wenn sie von seinem letzten Brief sprach. Freilich: sie hatte erst einen  
einzigsten Brief von ihrem Soldaten, aber bis ein weiterer kam, war dieser erste vorläufig natürlich auch der letzte, und  
315 wenn die andern aus solcher Redewendung schlossen, sie schreibe sich schon lange mit ihm – lieber Gott, ihre,  
Sybilles Schuld, war es doch nicht, wenn ein solcher Irrtum entstand!

Sie wollte ihm auch gleich, am besten sofort und heute abend schon, antworten. Wenn er auch geschrieben hatte, daß  
alle Soldaten dort, im Bereich des unüberwindlichen Westwalls, den Winter über die hohe Kunst des Wartenkönnens  
gründlich und bis zum [??] gelernt hatten, so würde er es um so dankbarer begrüßen, meinte Sybille, wenn er  
320 wenigstens in dem Briefverkehr mit ihr nicht gezwungen war, diese Kunst anzuwenden.

Aber sie kam nicht dazu, ihren guten Vorsatz in die Tat umzusetzen. Erst trödelte sie nach dem Abendessen herum,  
machte dies und jenes und lauter Unwichtiges, und als sie schließlich am Tisch vor dem weißen Bogen Papier hockte  
und nachdenklich in den Federhalter biß – weil doch dieser lange Brief ihres Soldaten eine wohlüberlegte und

mindestens ebensolange Antwort verlangte –, da kam plötzlich der Alarm. Und man mußte Hals über Kopf in den  
325 Keller. Noch im Treppenhaus hörten sie den Lärm der Flak und irgendwo, ziemlich weit weg, das Bellen eines  
Maschinengewehrs.

»Die Tommies haben uns diesmal ziemlich lange mit ihrem Besuch verschont«, meinte Sybille sachlich, während sie  
die Treppen herunterhasteten.

»Dafür kommen sie jetzt um so früher«, grinste Peter. »Wollen wohl dadurch das Versäumte nachholen. Man gut, daß  
330 wir noch nicht ausgezogen waren, das erspart doppelte Arbeit.«

Aber merkwürdig – so sehr sich die drei Beises beeilt hatten – es war ihr Ehrgeiz, daß der Laden bei ihnen immer  
fehlerlos klappte – es war wie immer: das ältliche, spillerige Fräulein Schümmel, das saß schon da, als erste. Mit ihr  
erging es den andern Hauseinwohnern wie dem Hasen in der Fabel, der mit dem Igel um die Wette lief. Da mochte  
man sich noch so eilen und abhetzen, da mochte selbst Peter mit seinen strammen jungen Beinen herunterrasen und  
335 das letzte Ende der Treppe sogar, zum Entsetzen der Mutter, wo doch alles so dämmerig dunkel war, bei den  
abgeblendeten Lampen, auf dem Geländer herunterrutschen – immer, wenn man in den Luftschutzkeller kam, saß da  
das Fräulein Schümmel und rief triumphierend wie die Frau des Swinegels: »Ich bin schon da!«

Das war ein Wunder, das man sich nie recht würde erklären können. Fräulein Schümmel nämlich wohnte ganz oben  
im vierten Stock des Hauses, sie hatte da eine winzige Mansardenwohnung inne, sie war so zwischen sechzig und  
340 siebzig und sonst durchaus nicht schnell auf den Füßen. Und sie hatte doch viel zu tun eigentlich: sie kam nämlich  
immer mit einem mächtigen Aluminiumtopf, den sie wie einen Stahlhelm auf den Kopf gestülpt hatte – »wegen der  
Splitter« erklärte sie stolz, als sie einmal von Sybille ein bißchen spöttisch ausgefragt wurde, was wohl der Topf auf  
diesem Platz zu bedeuten habe – und sie vergaß nie ihr Sparkassenbuch, das sie die ganze Zeit über krampfhaft an sich  
preßte. Sie vergaß auch nie den kleinen Blumentopf mit einer winzigen, kümmerlichen Geranie, den sie jeweils vor  
345 sich auf den Tisch stellte und wie hypnotisiert mit herausquellenden Augen anstarrte. Diese Geranie würde sie niemals  
oben in ihrer Wohnung zurücklassen, das war ganz und gar ausgeschlossen. »Dies Töpfchen«, meinte sie wichtig,  
»das kann einmal unser aller Leben retten.« Sie hielt nämlich irgendeine Zeitschrift, ein Groschenheft, das hatte den  
vielversprechenden Titel »Tausend Ratschläge«, und darin hatte sie einmal gelesen, daß die Blätter einer Geranie gelb  
werden, wenn Giftgas in der Luft ist, und seitdem schwor sie auf diesen Blumentopf. »Sie können ebensogut auch  
350 eine Zimmerlinde oder ein Alpenveilchen oder sonst einen Pott runterbringen«, hatte ihr einmal der graunzige Doktor  
Eisele gesagt, der gerade unter ihr wohnte. »Sie würden dieselben Dienste tun. Keine Pflanze verträgt nämlich giftige  
Gase, da bedarf es nicht erst einer Geranie.« Er war Diplomingenieur und Chemiker und arbeitete in einer großen  
kriegswichtigen Fabrik, er mußte es also wohl wissen. Aber Fräulein Schümmel hatte ihn nur herablassend und  
verächtlich durch ihre großen Brillengläser, die ihrem Gesicht etwas Eulenartiges gaben, angeschaut und war ihrer  
355 Geranie treu geblieben ...

Fräulein Schümmel also war da, wie immer, mit Kochtopf und mit Blumentopf – es war ein heiliges Wunder, über das  
man sich besser nicht mehr den Kopf zerbrach. Es gab keine Erklärung dafür – oder nein, es gab wohl eine, aber um  
die wußten nur der Hausmeister und die Luftschutzwartin, und denen machte es einen unbändigen Spaß, ihr  
Geheimnis zu hüten und sich an dem Staunen der anderen zu weiden. Dies Fräulein Schümmel, das erfüllte ja gerade  
360 durch ihr frühes, pünktliches Erscheinen wundervoll die Aufgabe, allen andern als leuchtendes Vorbild gelten zu  
können. Daß sie Abend für Abend, und unzählige Male allerdings völlig unnötigerweise, unmittelbar nach dem  
Abendbrot den Keller aufsuchte und ihn erst gegen zwei oder drei Uhr früh verließ, das brauchte man schließlich  
niemandem zu verraten ...

Die unerwartete »nächtliche Ruhestörung«, wie Peter den englischen Fliegerbesuch nannte, hatte Sybille die  
365 Möglichkeit genommen, ihren Brief auch nur anzufangen. Dafür setzte sie sich nun am nächsten Tag gleich nach der  
Schule hin, und diesmal flog die Feder nur so über das Papier. Sie hatte ja auch Stoff genug, sie mußte sich zunächst  
einmal ausführlich bedanken für den wundervollen langen Brief ihres Soldaten, und dann konnte sie auch gleich von  
der letzten Nacht erzählen und von Fräulein Schümmel und alldem. »Als sie so vor mir saß, an der anderen Seite des  
Tisches«, schrieb Sybille, »da mußte ich an Dich denken. Aber ich bin gewiß, daß Du nicht so maßlos komisch  
370 aussiehst unter Deinem Stahlhelm, lieber Ludwig, wie dieses Fräulein Schümmel unter ihrem Kochtopf. Nein, das ist  
ja wohl ganz anders – die Soldaten mit dem Stahlhelm, die sehen alle aus wie mittelalterliche Helden, und sie sind ja  
auch Helden, und es wäre schön, wenn ihr immer, auch nach dem Kriege, einen Stahlhelm trüget. Aber auf die Dauer  
ist das vielleicht ein bißchen unbequem und man kann das nicht verlangen, nicht wahr? Wie Du in Wahrheit aussiehst,  
das wüßte ich gern. Was mich selber anbelangt, so lege ich Dir mein Bild ein – ich bin neugierig, was Du dazu sagst.  
375 Ich trage noch Hängezöpfe, aber ich mag sie gar nicht, weil die Jungens mich immer daran reißen, wenn wir spielen,  
und weil so viele Leute so verzückt tun, wenn sie mich sehen, und immer quatschen ›Was das Mädels für prächtige  
Zöpfe hat!‹ Das kann ich gar nicht leiden, und ich liege meiner Mutter in den Ohren, daß sie mir erlauben soll, sie  
abschneiden zu lassen. Aber sie will nicht recht, und ich werde also noch warten müssen. Na, macht nix, ich kriege  
Mutti schon weich. Übrigens ist es ein altes Bild von mir, es stammt aus dem Januar, und nun ist bald Mai, da sehe ich

380 inzwischen schon ganz anders aus. Hast Du auch ein Bild von Dir! Das hätte ich gern!«

Sybille überflog das Geschriebene. Nein, der Brief war noch nicht lang genug – sicher hatte ihr Soldat dort, im Westen, Zeit genug zum Lesen, er würde sich freuen, wenn er noch mehr erfuhr, und da schrieb man wohl am besten von der Schule. In der Schule geschah immer irgend etwas, und vielleicht machte es ihm Spaß, darüber zu lesen.

»In Latein«, fuhr Sybille fort, »in Latein habe ich heute eine Sechs bekommen. Die erste Sechs, die ich überhaupt je  
385 bekommen habe, das mußt du mir glauben. Aber ich war gar nicht traurig darüber, wirklich nicht. Ich mag Latein nicht, und es ist auch wahlfrei bei uns, und ich habe es nur genommen, weil Mutti es so wünschte. Warum, weiß ich nicht. Es ist eine greuliche Sprache, und sie ist zu nichts nütze. Die ollen Römer, die sie sprachen, die sind alle tot, und die jetzigen Römer, das sind ja gar keine, sie sind Italiener, und das ist eine ganz andere Sprache. Italienisch, das würde mir vielleicht mehr Spaß machen, dann könnte ich mich doch, wenn eine Gelegenheit kommt, mit den Kindern  
390 unserer Bundesgenossen unterhalten – das wäre fein. Und sicher hat Italienisch auch nicht soviel Ausnahmen wie die lateinische Grammatik, die ich nie, nie, nie begreifen werde. Wir haben Latein bei einem Professor Müller, der ist schon ein ganz alter Herr, den man wieder hervorgeholt hat, weil doch so ein Lehrermangel ist. Mutti sagt, schon mein verstorbener Vati hat bei ihm Unterricht gehabt, und so sieht er auch aus. Er ist sehr komisch, und wir haben ihm schon manchen Streich gespielt. Einen, den muß ich Dir erzählen. Weißt Du, unsere Klasse liegt im Erdgeschoß, und  
395 außen, an der Wand, da läuft ein breites Sims entlang, auf dem kann man stehen, ganz bequem sogar. Und einmal, da haben wir uns alle verabredet, und gleich nach dem zweiten Läuten sind wir aus den Fenstern herausgeklettert, haben uns auf das Sims gestellt und zusammengeduckt, so daß wir gar nicht zu sehen waren vom Klassenraum aus. Da kam der Professor rein, und als er sah, daß die Klasse leer war, machte er ein maßlos ulkiges Gesicht – ganz verwirrt sah er aus, und er raste gleich wieder, mit wehenden Rockschößen, hinaus. Das hatten wir erwartet ... eins eins waren wir  
400 wieder durch die Fenster hineingeklettert und saßen still und lautlos und artig auf unsern Plätzen. Dann, nach gar nicht langer Zeit, kam der Professor wieder zurück, und diesmal mit unserm Direx, und als er uns jetzt so alle sitzen sah, da wurde sein Gesicht noch drolliger. Richtig rot wurde er und verlegen. Der Direx wußte sich auch nicht zu helfen, aber er mußte natürlich etwas sagen, und deshalb fragte er Ella Holtz: ›Was war denn hier los?‹ Ella Holtz ist unsere Beste, sie ist ein bißchen putterig und schrecklich ehrgeizig. Aber Du mußt nicht denken, daß es unter uns Mädeln keinen  
405 Korpsgeist gibt, wenn es drauf ankommt, dann schließt sich niemand aus, und keine verrät einen andern. Nicht mal die Holtz würde das fertig kriegen – es würde sie ja auch niemand mehr ansehen, wenn es anders wäre. Sie stand also auf und sagte: ›Ich weiß nicht, Herr Direktor – Herr Professor kam vor wenigen Augenblicken in die Klasse, wir saßen da wie eben, er guckte uns alle ganz wild an, so, als sehe er uns überhaupt nicht, und lief hinaus.‹

›Gut – setzen‹ sagte der Direktor nur. Und dann ging er weg, aber in der Tür flüsterte er noch mit Professor Müller,  
410 und einige von uns wollen gehört haben, daß er sagte, es wäre doch wohl besser, wenn sich der Herr Professor einmal ärztlich untersuchen lasse. Er sei doch schon sehr alt und vielleicht doch nicht mehr den Beanspruchungen dieser Zeit und den Aufgaben, die er freiwillig übernommen habe, gewachsen. Was sagst du nun zu dieser Sache? Ist sie nicht furchtbar drollig und zum Lachen?«

Uff ... nun war es doch ein sehr langer Brief geworden. Und man hatte ein Recht, ihn zu schließen. Aber gerade als  
415 Sybille einen herzlichen Gruß angebracht und unter das Ganze ihren Namen gesetzt hatte, fiel ihr noch etwas ein.

»Nachschrift« schrieb sie. »Weißt Du, Ludwig, ich muß noch etwas hinzusetzen. Ich möchte nämlich nicht, daß Du uns falsch beurteilst. Und in Wahrheit war es so, daß wir dieses Streiches gar nicht recht froh wurden. Erst fanden wir, es sei eine gelungene Sache. Aber dann sahen wir auf das Gesicht des Professors, und wie es darin zuckte und arbeitete, und er tat uns leid. Sicher hat er was geahnt, wie alles zusammenhing. Aber er hat es nicht gesagt, er hat uns  
420 nicht verraten, und das war hochanständig von ihm, nicht wahr? Das werden wir ihm nie vergessen. Trotzdem: Latein ist eine greuliche Sprache – aber dafür kann ja unser Professor nichts! Nochmals: Sybille!«

## Mucius Scaevola und Herr Professor Müller

425

Auf diesen Brief, obwohl sie darin doch so furchtbar viel, und auch Wichtiges und nicht Alltägliches, erzählt hatte, bekam Sybille lange keine Antwort. Denn wenige Tage, nachdem sie ihn abgeschickt hatte, begann der Krieg ein anderes und unerhörtes Gesicht zu zeigen.

Polen, Dänemark, Norwegen – das war schon allerhand gewesen. Aber nun ging die Sache im Westen los, plötzlich  
430 und für alle so gänzlich unerwartet. Der Mai kam, nach dem langen, kalten Winter, dem späten Frühjahr, mit Sonne und Wärme und linden Lüften, und er legte einen bunten Teppich von Blüten und Gräsern und Blumen über die Erde. Aber eigentlich nahm man ihn nicht recht wahr. Weil da etwas geschah in dieser großen Auseinandersetzung der Völker, das den üblichen Ablauf der Jahreszeiten, so schön, so neu er immer war, in den Schatten stellte.

Luxemburg wurde überrannt, und die Festung Holland, Lüttich war gefallen, Rotterdam brannte, schon deutete sich  
435 die große Schlacht in Flandern an.

Sybille verstand von den Einzelheiten nicht viel, dazu war sie wohl doch noch zu jung, und sie war ja auch ein  
Mädchen, hier aber ging es um Krieg und also um eine Männersache. Sie brauchte sich dessen auch nicht zu schämen,  
es gab ja so viele Erwachsene, die begeistert und verständnislos die Waffentaten der Soldaten verfolgten. Die sich  
nicht zu erklären vermochten, daß Städte, daß Festungen, daß ganze Provinzen, um die man im Weltkrieg Monate und  
440 Jahre zäh, erbittert und so oft erfolglos gerungen hatte, nun sozusagen über Nacht in die Hände der Deutschen fielen.

Aber sie blieb jedesmal, wenn sie aus der Schule kam, vor der großen Landkarte in dem Schaufenster der Zeitung  
stehen. Auf dieser Karte waren die Stellungen der Deutschen, der Franzosen und Engländer mit bunten Stecknadeln  
kenntlich gemacht, und jeden Tag rückten die roten Köpfe, die die deutschen Truppen markierten, weiter nach Westen  
vor, umschlossen sie enger und enger die Nadeln, welche die Franzosen kennzeichneten und die Engländer und die  
445 Belgier. Das war herzerhebend anzusehen, und Sybille konnte sich oft nicht losreißen von diesem Bild. Dann kam sie  
zu spät zum Mittagessen, und sie hätte nun wohl Vorwürfe von der Mutter erwarten dürfen, sie hatte diese Vorwürfe  
natürlich auch verdient. Doch, seltsam: Frau Beise empfing ihre Tochter, so spät sie auch kommen mochte, immer mit  
der gleichen Freundlichkeit und gütigen Nachsicht, so daß Sybille sich zuweilen schon schämte, weil sie die Langmut  
ihrer Mutter so schmählich mißbrauchte. Einmal, an einem Abend – Peter schlief schon, mit frischen, heißen Wangen  
450 lag er in seinen Kissen und sicher träumte er von dem He 111, den er morgen mit seinem großen Freund Artur bauen  
wollte – ja, an diesem stillen und friedlichen Abend sprach Sybille selbst davon, und daß sie sich mühen wolle, fortan  
pünktlicher zu sein und ihrer guten, goldenen Mutti nun aber wirklich nur noch Freude zu bereiten.

»Ein löblicher Vorsatz, Sybille, mein Kind«, erwiderte die Mutter mit einem stillen und etwas ungläubigen Lächeln.  
»Ein ausgezeichnete Vorsatz. Und wenn du ihn in die Tat umsetzt, soll es mich freuen. Aber was das Zuspätkommen  
455 anbelangt – nun, deswegen bin ich dir nicht so arg böse. Ich weiß ja, wo du steckst, und ich kann es verstehen. Ich  
würde auch hängen bleiben an der Karte in der Zeitung, das ist nun mal sicher. Und ich lasse das als ausreichende  
Entschuldigung gelten. Ja, ich freue mich sogar darüber. Du lebst in einer Zeit, von der du später einmal, wenn du  
Frau und Mutter bist ... und du willst das doch mal sein, nicht wahr? ...«

»Spaß«, sagte Sybille strahlend. »Mindestens sechs Kinder will ich haben, immer abwechselnd, einen Jungen und ein  
460 Mädchen!«

»Das ist recht«, nickte die Mutter. »Und ich habe das natürlich gewußt. Jedenfalls: die werden dich ausfragen, bis aufs  
Blut werden sie dich ausfragen, wie es gewesen ist in diesem großen Krieg mit England, und da mußt du ihnen  
natürlich Rede und Antwort stehen können. Dazu ist so eine Karte sehr fein, das prägt sich ein, das vergißt man nicht  
so bald. Und wenn man dann noch die Bilder in den Wochenschauen angesehen hat, dann ist es fast, als wäre man  
465 selbst dabei gewesen, gelt?«

»Ja«, meinte Sybille mit Überzeugung. Aber dann sah sie starr vor sich hin, und in ihre Augen trat ein feuchter Glanz.  
»Es ist nur so schlimm, Mutti, daß mir mein Soldat nicht mehr schreibt. Vielleicht hat er meinen Brief gar nicht  
erhalten. Oder vielleicht ist er auch schon ...«

»Unsinn – Unsinn!« Frau Beise legte ihre Hand beschwichtigend auf Sybilles Lippen. »Das mußt du gar nicht erst  
470 denken. Er wird uns schon erhalten bleiben, dein Soldat. Und wenn er nicht schreibt – ja, lieber Gott, sieh mal, wenn  
man in solchem Tempo vormarschiert, immer weiter, immer voran, dann – ja, dann kommt man eben gar nicht zum  
Schreiben. Beim besten, beim allerbesten Willen nicht. Denk doch nur, die Soldaten, unsere ganzen Truppen dort im  
Westen, die müssen doch oft dreißig oder vielleicht vierzig oder fünfzig Kilometer marschieren, tagaus, tagein, um  
den Franzosen auf den Fersen zu bleiben. Wenn dann mal für ein paar Stunden Ruhe ist, weil doch kein Mensch auf  
475 die Dauer leben kann, ohne auch mal ein bißchen zu schlafen, ohne sich durch etwas Schlummer Ersatz zu  
verschaffen für all die verbrauchten Kräfte, dann ... nun, dann fällt so ein Soldat einfach, wie er geht und steht, auf die  
Erde, und ans Schreiben denkt er nicht und kann er gar nicht denken. Du mußt deshalb nicht in Sorge und du mußt  
auch nicht böse sein. Du mußt dir immer denken: jeden Schritt weiter ins Feindesland hinein, den tut dieser Soldat  
auch für dich. Er tut ihn für sein ganzes Volk, für sein geliebtes großes Vaterland, aber eben deshalb tut er ihn auch  
480 für dich, ganz für dich allein. Er marschiert und er kämpft und er schlägt sich, damit keines Feindes Fuß deutschen  
Boden betrete, damit eine kleine Sybille Beise, die er nie mit leiblichen Augen gesehen hat, irgendwo im Herzen  
Deutschlands mit ihrem kleinen Bruder und mit ihrer Mutti ruhig schlafen können, damit die nicht mitten in der Nacht  
oder im grauenden Morgen aufgeweckt werden von dem Donner der Kanonen, von dem Heulen der Granaten, damit  
nicht der Feuerschein brennender Häuser und der Qualm ganzer in Flammen lodender Straßenzüge durch das Fenster  
485 in ihr Zimmer dringen. Für diese Menschen verliert ein ungeschriebener Brief alle Wichtigkeit, da denkt man bloß:  
daß ich hier stehe und wache, mit dem Schwert in der Hand, daß ich hier kämpfe und das Meine tue, die Pflicht und  
noch etwas mehr als die bloße Pflicht, daß ich tue, was in meinen Kräften steht, das wissen die ja, die da hinten, in der  
Heimat. Der Rundfunk sagt es ihnen, jede Zeitung meldet es ihnen, jeder neue Name im Heeresbericht kündigt es. Was  
gilt da schon ein Brief? ...«

490 »Wie schön du das sagst, Mutti«, meinte Sybille und sah mit einem fast ehrfürchtigen Blick zu ihrer Mutter empor, die sich sanft und zärtlich über die Liegende beugte. »Viel schöner, als ich es je ausdrücken könnte. Und dabei hast du dich immer geweigert, meine Aufsätze zu machen, mir wenigstens ein bißchen dabei zu helfen, und immer hast du behauptet, du könntest nicht so schreiben, wie es in der Schule erwartet wird.«

»Vielleicht kann ich es wirklich nicht«, entgegnete die Mutter. »Aber selbst wenn es anders wäre, würde ich dich  
495 deine Hausaufsätze allein schreiben lassen, jawohl, wenn du auch noch so brummig die Stirn kraus ziehst.«

»Und warum?« bockte Sybille. »Ich finde das gar nicht nett von dir.«

»Heute nicht, natürlich«, lächelte die Mutter. »Später wirft du gewiß über das alles gänzlich anderer Meinung sein. Besonders, wenn du erst selbst das halbe Dutzend Kinder hast, das du dir in den Kopf gesetzt hast. Dann wirst du verstehen, daß nur das etwas gilt, daß nur das etwas wert ist, was man sich selbst aus eigener Kraft erobert. Wissen,  
500 Kraft, Größe – nichts davon wird einem geschenkt. Dem einzelnen nicht und dem Volke erst recht nicht. Das siehst du ja an diesem Krieg, den wir nicht gewollt haben. Den wir führen müssen, um unsern Anspruch durchzusetzen, um uns den Platz an der Sonne zu verschaffen, auf den wir ein Anrecht haben, und den uns freiwillig keines der anderen Völker einräumen will.«

»Ich werde dich nicht mehr bitten wegen der Aufsätze«, versprach Sybille. »Und ich will auch nicht mehr ungeduldig  
505 werden, wenn der Brief von meinem Soldaten noch länger ausbleiben sollte ...«

Sie mußte sich sehr in Geduld fassen, die arme Sybille. Denn der Brief kam am nächsten Tag nicht und am übernächsten auch nicht. Die ganze lange Woche verging ohne Post.

Statt dessen kam dann freilich etwas anderes. Statt dessen kam die Nachricht, daß sich Paris ergeben habe, und die andere von dem feierlichen Einmarsch der deutschen Truppen in die französische Hauptstadt. Es gab wieder einmal  
510 schulfrei, alle Menschen liefen begeistert und mit strahlenden Gesichtern herum, vor den Rundfunkgeschäften, aus denen die Lautsprecher dröhnten, bildeten sich große Knäuel von Menschen, richtige Mensentrauben, denn man wollte natürlich alle Einzelheiten hören und nicht eine einzige Nachricht versäumen. Die Freude über diesen neuen gewaltigen Erfolg war so groß, daß man darüber sogar vergessen konnte, daß tags drauf der Unterricht ausgerechnet mit Latein beginnen würde, eine äußerst unangenehme Morgenbeschäftigung nach Sybilles Ansicht. Eine Ansicht  
515 übrigens, die von vielen ihrer Klassenkameradinnen voll und ganz geteilt wurde.

Dieser Morgen kam, wie schon so viele vorangehende, mit leuchtendblauem, wolkenlosem Himmel und mit lachendem Sonnenschein herauf. Die Mädels der fünften Klasse summten voller Tatendrang und aufgeregt wie ein Bienenschwarm herum ... eigentlich war wieder einmal ein kleiner Streich fällig, allzulange hatte der Professor sich unbehelligt seines Lebens freuen dürfen, ihrer Ansicht nach.

520 Aber es fiel merkwürdigerweise schwer, sich etwas Richtiges auszudenken, etwas, das Spaß machte und sie trotzdem nicht erneut mit der Schulordnung in Widerspruch bringen konnte, wie es leider allzuoft geschehen war in letzter Zeit. Man kam zu keiner Einigung, und ehe man einen Beschluß hatte fassen können, läutete es zum zweitenmal, und eine halbe Sekunde später stand der Professor Müller mitten unter den Mädchen.

»Man könnte vielleicht mit einem Spiegel ...« kicherte die rothaarige Lotte Gebauer, der ein breiter Sonnenstrahl  
525 aufreizend und verlockend auf die Schulbank fiel. Aber ehe sie noch mit ihrem Satz zu Ende kommen konnte, begann der Professor schon zu sprechen.

»Er sieht anders aus als gewöhnlich«, dachte Sybille erstaunt. Sie mußte das Gesicht ihres Lehrers immer ansehen, sie konnte sich gar nicht davon lösen. Es war so erschreckend blaß, daß man annehmen konnte, der Professor sei krank. Und auch die Augen brannten, ja, sie glänzten richtig fiebrig.

530 »Bestimmt ist er krank«, überlegte sich Sybille. Aber dann sah sie auf seinen Lippen ein kleines, ein bißchen trauriges, verlorenes Lächeln, und sie wurde wieder stutzig. Kranke Menschen pflegen nicht zu lächeln.

»Ich will Ihnen heute einmal«, begann der Professor leise, »aus Anlaß der besonderen Ereignisse, die wir miterleben dürfen, eine Geschichte aus der römischen Sagenwelt vorlesen. Eine Geschichte, die Ihnen oder doch einigen von Ihnen bekannt sein wird – aber das macht nichts. Ich lese sie Ihnen lateinisch vor, Sie sind jetzt, auch die Schwächste  
535 von Ihnen, wohl schon alle so weit, daß Sie sie verstehen können.«

Und dann machte er eine kleine Pause, sah all die Mädchen an, sehr ernsthaft, sehr nachdenklich. Doch schwand das stille, abwesende Lächeln nicht aus seinem Antlitz.

Darauf begann er zu lesen. Langsam las er, mit Betonung, und selbst Sybille, die doch die ollen Römer, wie sie ihrem Soldaten geschrieben hatte, gar nicht mochte, lauschte hingerissen. Zum erstenmal wehte sie ein Ahnen von dem  
540 Wohlklang und der Schönheit dieser Sprache an, und daß man vielleicht unrecht tat, sie eine tote Sprache zu nennen.

Der Professor las die Geschichte von dem Römer Mucius Scaevola, der seine rechte Hand, ohne mit der Wimper zu

zucken, in die lodernde Flamme hielt, bis das Feuer sie gefressen hatte.

»Dieser Mucius Scaevola war ein Held«, sagte der Professor dann, als er zu Ende gelesen hatte. »Held sein bedeutet, mehr tun als seine Pflicht. Wir haben im Weltkrieg viele, viele Helden unter unserer Millionenarmee gehabt, und wir  
545 hatten auch einen, dessen Tat fast der des Mucius Scaevola glich. Er gehörte zu der Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes, und er zögerte nicht, als dieses Schiff von einer englischen Granate getroffen worden war und die Gefahr bestand, daß die Munitionskammern von den Flammen ergriffen wurden und das ganze Schiff in die Luft jagten, hinunterzustürzen und mit nackten Fäusten den schon rot glühenden Eisenring zu fassen und zu drehen, durch den die Schottentüren geöffnet werden. Da schoß das rettende Wasser in den Raum hinein, und Schiff und Mannschaft  
550 wurden gerettet. Von den beiden Händen jenes deutschen Mannes ist freilich nicht viel übriggeblieben ...«

Die Mädchen saßen ganz still in ihren Bänken. In ihren Gesichtern malte sich Entsetzen und grenzenlose Bewunderung.

»Solche und ähnliche Taten sind uns aus jenem großen Kriege und auch aus dem gegenwärtigen vielfach übermittelt«, fuhr der Professor fort. »Und tausende sind geschehen, die niemals bekannt wurden, tausende deutscher Helden haben  
555 ihr Werk unerkannt und ohne äußeren Ruhm, ohne sichtbare Anerkennung und Auszeichnung vollbracht. Vielleicht sind, genau genommen, alle unsere tapferen Soldaten, von denen so oft wahrhaft Übermenschliches verlangt und geleistet wird, Helden. Auch mein Sohn, der, wie man mir gestern schrieb, vor acht Tagen gefallen ist. Er war mein Jüngster und mein Letzter, die andern mußte ich schon im vorigen Krieg hergeben.«

Er schwieg ganz plötzlich, und dann drehte er sich zum Fenster, und die Mädchen sahen, wie er mit einem  
560 Taschentuch die Augen betupfte. Es war eine große und feierliche Stille in der Klasse.

Aber dann schellte es, und der Professor Müller wandte sich wieder den Mädchen zu. Sein Gesicht war ganz friedlich, und auch das seltsame, verlorene Lächeln lag wieder auf seinen Lippen. Doch sah er trotz des Lächelns todtraurig aus, und es schien, als ob er ein wenig zitterte.

Der Professor grüßte leicht und strebte zur Tür.

565 Da jedoch sprang Sybille auf. Es hatte ihr niemand einen Auftrag gegeben, und sie spielte in der Klasse nicht eine solche Rolle, daß sie als Führerin der anderen hätte auftreten können. Aber sie hatte das Gefühl, daß man den Professor nicht auf diese Art gehen lassen dürfte, nicht so, wie er es an jedem anderen, gewöhnlichen Tag, nach einer gewöhnlichen Stunde zu tun pflegte. Und sie war auch überzeugt, daß alle mit dem einverstanden sein würden, was sie jetzt tat.

570 Sie erreichte den Professor, gerade als er im Begriff stand, die Tür zu öffnen, und sie stellte sich rasch zwischen ihn und die Tür, so daß er nicht heraus konnte.

»Es tut uns allen so furchtbar leid«, sagte sie hastig, und es fiel ihr schwer zu sprechen, arg schwer, weil es ihr war, als stecke ihr ein großer, ein ungeheurer Kloß im Halse, der sich nicht herunterwürgen ließ. »Furchtbar leid tut es uns, Herr Professor, was Sie da erzählten von Ihrem Sohn, auch weil es nun doch der letzte ist, den Sie hergeben mußten.«

575 Sie konnte nicht weiterreden. Mit einem Male schossen ihr die Tränen aus den Augen, wie ein Sturzbach überfluteten sie heiß ihre Wangen, ja sie war richtig blind vor Tränen, als sie nach der Hand des alten Professors tastete.

»Ich muß ihm noch mehr sagen«, dachte sie. »Noch irgend etwas, was ihm Freude macht.« Und sie glaubte auch schon, daß ihr das Richtige eingefallen sei. »Und was Latein anbelangt«, setzte sie hinzu, holpernd und schluckend, »so ist das wirklich eine sehr schöne Sprache. Wir haben das alle nicht gewußt und nicht richtig begriffen bisher. Aber  
580 jetzt, nachdem Sie uns die Geschichte vorgelesen haben, die von Mucius Scaevola, jetzt wissen wir es. Und wir wollen uns wirklich Mühe geben, sie zu lernen ...«

»Das ist aber fein«, sagte Professor Müller. Er hatte seine Hand auf Sybilles Scheitel gelegt, und Sybille kam das gar nicht komisch oder gar lästig vor. »Sehr fein ist das – nun, dann wird es doch fortan wohl nur noch Einser geben, gelt?« In seinen Augen blitzte es beinahe schalkhaft, aber gleich wurde er wieder ernst. »Ich danke euch allen«,  
585 meinte er. »Dies eben – es hat mir sehr wohlgetan.«

Im nächsten Augenblick war die Klasse allein, war der Professor aus ihrer Mitte verschwunden.

Die Mädels sprangen aus ihren Bänken und umringten Sybille.

»Das hast du großartig gemacht«, riefen sie begeistert und lobten sie sehr.

»Wenn man bedenkt«, meinte Ursel ganz erschüttert, »drei Söhne, alle seine Söhne hat er verloren. Und er wird nicht  
590 krank, es schmeißt ihn nicht um, er kommt zur Schule wie immer, er hält seinen Unterricht ab wie immer, man hat ihm doch vorher überhaupt nichts anmerken können. Er vermochte sogar zu lächeln. So einer ist doch auch ein Held ...«

»Natürlich!« Die andern gaben ihr recht.

»Aber er liest doch auch dauernd von den antiken Helden«, warf eine ein, »das färbt vielleicht ab, es wirkt irgendwie  
595 beispielhaft.«

Sybille schnitt jede weitere Unterhaltung über diese Frage ab. Sie meinte, daß mit dem vorhin noch nicht genug  
geschehen sei.

»Wir müssen nun natürlich zum Direx gehen«, sagte sie mit Nachdruck, »und ihm das erzählen, wie es sich  
zugetragen hat, als unsere ganze Klasse plötzlich verschwunden war. Das ist wohl das mindeste, denke ich, was wir zu  
600 tun haben, um uns des Professors als würdig zu erweisen. Schließlich sind wir doch daran schuld, daß der Direktor  
glaubt, der Professor sei schon so alt, daß er gelegentlichen Sinnestäuschungen zum Opfer fällt. Und wenn wir das  
nicht aufklären, dann kann es geschehen, daß man den Professor wieder in Pension schickt. Das wäre sehr schlimm  
für ihn, denke ich, und gerade jetzt. Wo er dann gewiß nichts anderes tun würde, als tagaus, tagein an seinen letzten  
gefallenen Sohn zu denken. Ich bin jedenfalls der Meinung, daß er gern Unterricht gibt, daß es ihm Spaß macht, wenn  
605 auch die meisten von uns nur immer schlechte Noten bekommen. Was meint ihr dazu!«

»Natürlich – natürlich«, schrien alle, und so sehr waren sie bereit, sich nun ihrerseits als Helden zu erweisen, daß sich  
sofort vier oder fünf meldeten, die Sybille begleiten wollten. Und an ihrer Spitze trat Sybille, mit stolz in den Nacken  
geworfenem Kopf, den Büßergang nach dem Zimmer des Schulleiters an.

610

## Schokolade für Marion

Dann, wenig später, kam doch wieder ein Lebenszeichen von Sybilles Soldaten.

Diesmal war es ein Nachmittag, als es klingelte, und Sybille war sehr froh, daß sie wieder selbst in Empfang nehmen  
615 konnte, was doch so ganz für sie bestimmt war.

Es war nicht der ihnen allen seit langem vertraute Briefbote. Es war eine Frau, eine etwas müde und ein bißchen  
abgearbeitete Frau, der es gewiß schwer fiel, tagaus, tagein die vielen, vielen Treppen steigen zu müssen, und die es  
dennoch tat, klaglos, unermüdlich, mit einem stillen und guten Lächeln auf den Lippen, »Gott«, hatte sie einmal, als  
Frau Beise sich teilnehmend erkundigte, ob ihr das nicht doch zuviel würde, wo sie doch noch zwei kleine Kinder zu  
620 Hause habe, geantwortet: »Einfach – einfach ist das natürlich nicht. Aber was soll man tun? Wenn ich manchmal ganz  
verzagt bin und fast bereit bin, die Flinte ins Korn zu schmeißen, dann denke ich bloß immer an meinen Mann, der  
draußen ist im Westen, und dann ist alles wieder leicht. Dann denke ich: ihm, dem Heinz, dem Kerle, wie ich ihn  
immer nenne, dem ist Schwereres aufgebürdet, und er ist auch nicht einer der stärksten, und ganz jung doch auch nicht  
mehr. Und er wird fertig und muß fertig werden, und wenn er und seine Kameraden alle, wenn die nun ihrerseits die  
625 Flinte ins Korn würfen und einfach sagten: ick schmiet mich hin, ick kann nich mehr ... ja, wo kämen wir denn hin.  
Aber er tut's nicht, keiner tut es, und da werden wir hier in der Heimat, denen es doch immerhin besser geht, da  
werden wir ja wohl nicht schwach werden! Nicht wahr? Nein, so ein Schweinehund ist doch keiner heutzutage, das  
kommt ja nicht in Frage!«

Diese Frau also stand jetzt vor der Tür, und sie lächelte mütterlich, als Sybille öffnete, und dann kramte sie  
630 umständlich in ihrer großen, dicken Tasche, in dieser Ledertasche, in der so viel stak an Briefen und Zeitschriften, an  
Rechnungen und sogar an Päckchen und derlei, daß Sybille sich wunderte, wie eine kleine, schmale und dürftige Frau  
das alles wegschleppen konnte. Sie fand auch den Brief, und Sybille erkannte sofort die Handschrift – sie hätte sie  
unter hundert anderen erkannt, so sehr war sie ihr nun schon vertraut. Sie sah auch ihren Namen wieder, und den der  
Stadt, in der sie wohnte, und sogar den der Straße auch, darin ihr Haus lag. Sie streckte die Hand aus und wurde blaß  
635 vor Glück und lächelte hell in das dunkle Lächeln der Postfrau hinein.

Frau Beise hatte das alles aus der Küche mit einem halben Blick gesehen und gleich ganz erfaßt und richtig gedeutet.  
Aber sie kam nicht hervor und fragte nicht, weil sie wußte: Sybille, die kommt schon zu mir, zur rechten Stunde. Und  
Sybille war ihr sehr dankbar dafür.

Sybille hatte den Brief lange genug und fast gierig ersehnt. Jetzt, da sie ihn in ihren braungebrannten, ein bißchen  
640 zitternden Händen hielt, war er ihr mit einem Male gar nicht mehr so eilig. Sie hatte ihn mit wachsender Ungeduld  
erwartet – da er nun endlich da war und niemand ihn ihr nehmen konnte, da meinte sie, das wundervolle Gefühl der  
Vorfreude erst einmal richtig auskosten zu müssen. Der Brief, der war nun für sie wie ein Kuchen, in dem die Rosinen  
ungleich verteilt sind – wenn sie solch ein Stück bekam, dann ließ sie die Ecke mit den meisten Rosinen auch immer  
bis zu allerletzt und kostete das Vorgefühl dieses Schlußgenusses restlos aus.

645 »Er lebt! Er lebt!« das war das erste, was sie dachte. Und sie ertappte sich dabei, daß sie doch manchmal von einer dunklen Angst überschattet gewesen war, er könne vielleicht nicht mehr leben, eine Kugel könne ihn getroffen haben oder ein Granatsplitter, und der Tod hätte ihr ihren Soldaten genommen, ehe sie dieses Besitzes noch richtig froh geworden wäre. Aber das war ja unverkennbar seine Handschrift, und sein Name stand als Absender auf der Rückseite, es war nun nichts mehr zu fürchten.

650 Eine tiefe Dankbarkeit für das Schicksal erfüllte Sybille ganz. Und mit diesem Gefühl kam ganz überraschend ein anderes. Kam der Wunsch, der Mutter nun viel mehr zu helfen, als sie es bisher getan hatte, ihr noch mehr von den kleinen Lasten des Alltags abzunehmen, um sich dieses Geschenks, dieser Gnade des Schicksals würdig zu erweisen.

»Lieber Brief – guter Brief«, dachte Sybille beglückt.

Dann endlich öffnete sie den Umschlag.

655 Das Papier war grau und rauh. Sybille fiel es nicht auf, es war ihr gar nicht wichtig. Und es war nun auch nicht ein Brief, geschrieben in der verhältnismäßigen Ruhe während des langen Wartens in den Bunkern des Westwalls. Es war ein Brief, geschrieben, nein, hastig niedergekritzelt während einer kurzen Rast, nach langem, schwerem Marsch, irgendwo in einem französischen Walde. Sybille hielt ihn dicht vor ihr junges Gesicht, sie schnupperte daran wie ein Hündchen, und sie atmete einen fernen, leisen Duft von Erde und Gras und Moos. Und in der Falte des Bogens, da lag  
660 eine kleine, eine winzige Tannennadel.

Sybille nahm die Nadel behutsam zwischen die Fingerspitzen. Sie betrachtete sie lange und ernsthaft und so nachdenklich, wie sie nie vorher eine solche grüne, schon ein bißchen gebräunte Nadel betrachtet hatte.

»Es ist viel geschehen, meine kleine Sybille«, schrieb der Soldat Ludwig Zelter aus dem Herzen Frankreichs, »sehr viel geschehen, seit Du meinen ersten Brief bekamst. Ich brauche Dir das im großen nicht zu erzählen, Du hast es in  
665 der Zeitung gelesen, Du hast es sicher, abends mit Deiner Mutter und Deinem Bruder am Rundfunk sitzend – Peter heißt er, nicht wahr? ja, Peter, so schreibst Du –, also da hast Du es auch gehört. Wir Soldaten hier, wir sehen ja und erleben ja immer nur einen kleinen, einen winzigen Ausschnitt aus dem großen, gewaltigen Geschehen. Das kann nicht anders sein. Aber man ist darum nicht weniger wichtig, weil man nur so ein kleines Rädchen in dem ungeheuren Werk ist. Auch das kleinste Rädchen hat seinen Platz, es hat seinen Zweck und seine Aufgabe, wenn es gewiß auch zu  
670 ersetzen ist, wenn auch das Ganze nicht gleich kaputt geht, wenn dieses winzige Rädchen zerbricht. Oder wenn es – was viel schlimmer wäre – die Aufgabe nicht mehr erfüllen mag, für die es bestimmt ist.

Daran müssen wir alle denken, immerzu. Daran müßt auch Ihr denken, Ihr in der Heimat. Auch so ein kleines Mädchen, wie Du es doch noch bist in meinen Augen. Trotz Deiner stolzen vierzehn Jahre. Es hat jeder seinen Platz, es hat jeder seine Aufgabe. Und es hat alles seinen Zweck. Auch das, von dem man zunächst gar nicht einsieht,  
675 welchen Zweck es haben könnte. Wir Soldaten, wir haben dies inzwischen sehr, sehr gründlich gelernt. Lieber Gott, so vieles mußten wir tun, so vieles wurde von uns verlangt in der Zeit unserer Ausbildung, von dem wir dachten: wozu? Das uns nicht eingehen wollte, das wir fast als Bosheit und Schikane unserer Vorgesetzten anzusehen geneigt waren. Aber dann wurde es ernst, und jetzt wissen wir es alle, daß wir nichts gelernt, daß wir keinen Handgriff geübt, daß wir nichts getan haben, was uns nicht jetzt, heute oder morgen oder gestern von Nutzen werden kann oder  
680 gewesen ist.

Und, nicht wahr, was von uns hier draußen gilt, das gilt natürlich auch von Euch. Das gilt sogar von Deinem Latein. Ich bin gar nicht froh über die Sechs, die Du bekommen hast, und auf die Du scheinbar sogar stolz bist. Du wirst nun vielleicht denken: Ach, der ... das ist gewiß auch ein Lehrer in seinem eigentlichen Leben. Aber das stimmt nicht, und ich kann sogar gar nicht Latein, um es ganz ehrlich zu sagen, und wenn Du da von den unregelmäßigen Zeitwörtern  
685 schreibst, dann packt mich ein Gruseln. Sicher würde ich sie auch nur schwer begreifen. Aber ich würde mein Letztes hergeben, um das alles mir zu eigen zu machen, einfach nur, weil es von mir verlangt wird. Weil ich jetzt weiß – besser als je zuvor –, daß uns nichts geschenkt wird. Dem einzelnen nicht und dem Volk als Ganzes natürlich erst recht nicht.

Du denkst: Pah, ich werde heiraten, und dann brauche ich das alles nicht. Du denkst: Und überhaupt Latein, das ist  
690 vielleicht was für Jungens, und auch nicht einmal für alle. Und vielleicht ist es wirklich so, später – daß Du heiratest, daß Du das alles nicht benötigst. Aber wissen, nicht wahr, liebe Sybille, kann man das nie vorher, wie das Leben mit einem spielt. Und was man in diesem Leben später einmal braucht. Das weißt Du nicht, und Dein Bruder Peter, der große Bastler, weiß es auch nicht. Der vielleicht auch denkt, alles Lernen ist unnütz, und was man später benötigt, das fällt einem gleichsam von allein zu.

695 Aber nun bist Du mir böse, daß ich von so langweiligen Dingen schreibe wie von Schule und Sechsen und derlei. Ich bin mir selber böse deswegen, doch fiel es mir gerade ein, und ich schrieb, wie es mir ums Herz war, als ich an Dich dachte.

Es ist nämlich so, Sybille, daß ich immer an Dich denke, immer an Dich gedacht habe in den vergangenen Wochen,

während dieser langen, dieser endlosen Märsche durch dieses Frankreich, durch dieses fremde Land, Feindesland,  
700 jawohl. Jeder von uns Kameraden dachte all die Zeit an eine Sybille, an seine Sybille. Sie hieß nicht immer so wie Du,  
und dem einen war sie die Frau, dem andern die Mutter, die Schwester einem dritten und die Braut dem vierten. Oder  
auch nur ein schon alternder, verarbeiteter Mann, zu dem man aufschauen, zu dem man Vater sagen durfte, oder ein  
kleiner Junge, ein Bruder, den man zurückgelassen hat und an dem man hängt mit der ganzen Kraft seines Herzens.  
Und ich selbst, nun, ich dachte eben an eine Sybille, an ein vierzehnjähriges Schulmädchel, das ich nie gesehen habe,  
705 dessen Bild ich in der Brusttasche trage und das einem fremden, unbekanntem Soldaten geschrieben hat, in einem  
Augenblick gerade, als er sich sehr einsam und sehr verlassen fühlte.

Wir marschierten durch brennende Städte und zerschossene Dörfer, durch zerstörte Straßen und über gesprengte,  
notdürftig instand gesetzte Brücken hinweg. Und immer marschierte unsichtbar, aber zum Greifen nahe, eine solche  
Sybille mit uns, mit jedem in unserem Zuge, und hinter ihr, da sahen wir die Heimat, da sahen wir Deutschland, eine  
710 selige Landschaft des Friedens. Da wurde dann auch das schwerste leicht. Es gab vieles Schwere für jeden von uns,  
das mußt du mir glauben. Und mehr als einmal war unser Leben nicht einen Schuß Pulver mehr wert. Doch hatten wir  
keine Angst um dieses, unser Leben. Denn wenn wir wirklich Angst gehabt hätten, dann hätte es doch gleich etwas  
gegeben, was stärker war als jede Lebensangst, was sie besiegt hätte, sie knock out geschlagen hätte, wie die Tommies  
sich ausdrücken würden. Es ist so schön zu denken, daß, während wir hier marschieren und kämpfen, während wir  
715 vielleicht noch lange werden kämpfen müssen, weil doch hinter Frankreich noch England steht und kein bleibender  
Friede sein wird in Europa, ehe wir nicht auch England geschlagen haben, daß also inzwischen daheim eine Sybille  
friedlich und ungestört ihre Schularbeiten machen, ihrer Mutter helfen kann, mit ihrem Bruder spielen darf. Ja, auch  
spielen – denn auch das gehört ja zu Deinem Leben, heute noch, nicht wahr?

Die halbe Nacht ist rum, Sybille, und nun muß ich wohl schließen. Ich schreibe auf ›robertem‹ Briefpapier, und das  
720 ist gut – ich hätte sonst kaum so viel berichten können. Aber etwas fällt mir noch ein, und das muß ich Dir erzählen,  
es wird Dir manches klarmachen. Da kam also heute mit den vielen zurückkehrenden Flüchtlingen, die dieses kaum  
zerschossene Dorf in der Champagne aufsuchten, das ihre Heimat gewesen war und wieder ihre Heimat werden soll,  
da kam auch ein Mädchen zur Ortskommandantur, wo ich wegen meiner französischen Sprachkenntnisse dem  
Feldwebel aushilfsweise als Dolmetscher beisprang. Das Mädchen war etwa fünfzehn Jahre alt, also ungefähr so alt  
725 wie Du es bist, nicht wahr. Aber sie hieß natürlich nicht Sybille, sie hieß auch nicht Gisela oder Ingrid oder Bärbel,  
sondern Marion, denn sie war ja ein französisches Mädchen. Sie war vier oder fünf Monate von ihrer Heimat fern  
gewesen, fern von ihrem Elternhaus hier in diesem Dörfchen, und sie hatte schließlich in dem Wirrwarr dieses  
ungeheuren, elenden Flüchtlingszuges, wie ihn die Welt vordem noch nie gesehen hatte, ihre Eltern verloren. Ganz  
allein kam sie nun zurück, mager war sie und ausgehungert, ihre langen, dünnen Beine waren nackt, und ihre  
730 Schühchen, die sicher einmal nett und bunt und zierlich gewesen waren, die waren jetzt nichts anderes als ein paar  
schmutzige, zerrissene, zerlöchernde Fetzen. Mit ihrem leichten Sommerkleidchen sah es nicht viel anders aus. In ihren  
großen, veilchenblauen Augen standen Angst und Schrecken, sie glitzerten feucht, diese Augen, die Tränen standen  
darin, und das ganze armselige Bündlein Mensch zitterte heftig. Vielleicht hatte man ihr allzuviel eingeredet von den  
Boches, den Barbaren, nun dauerte es einige Zeit, ehe sie zu glauben wagte, daß das wohl alles Lügen waren und  
735 Schlechtigkeiten, die man über uns verbreitet hatte, und daß sie nichts zu fürchten hatte.

Nun, ich sprach mit ihr und ich beriet sie, so gut ich konnte, und ich sagte ihr, daß wir ihr helfen würden, wieder zu  
den Ihrigen zu kommen, und daß wir auch ihr Haus vielleicht ein bißchen in Ordnung bringen würden – denn es sah  
schlimm aus in diesem Haus, jawohl. Anfangs sah sie mich fast ungläubig an, aber schließlich ging es ihr wohl auf,  
daß das alles ehrlich und richtig gemeint war, und ein erstes, dünnes, zaghaftes Lächeln glitt über ihre Lippen.  
740 Sie konnte nicht viel sprechen. Sie war sehr schwach, ich merkte das wohl. Und mit einem Male fiel mir ein, daß ich  
in meiner Tasche noch eine Tafel Schokolade hatte, eine Tafel von der guten Schweizer Schokolade, Galapeter heißt  
sie, die man hier und dort zu kaufen bekommt. Die hatte ich für Dich gekauft, denn mit Schokolade ist es nicht wild  
bei Euch, das ist mir ja bekannt, und ich dachte: auch Sybille ißt gern mal etwas Besonderes. Aber nun, wie mir das  
einfiel, und daß ich Dir eigentlich diese Schokolade am nächsten Tag als Feldpostpäckchen hatte schicken wollen, da  
745 besann ich mich gar nicht lange. Ich holte sie heraus und gab sie der Marion, und sie machte einen richtigen Knicks  
und wurde ganz furchtbar rot dabei, aber dann brach sie sie gleich auf und begann zu essen, und nach zehn Minuten  
war auch nicht ein Krümchen mehr da von der ganzen großen Tafel.

Ja, das wollte ich Dir schreiben, damit Du doch weißt, wie es kommt, daß Du keine Tafel Schokolade von mir erhältst.  
Wo doch alle meine Kameraden etwas Süßes nach Hause geschickt haben inzwischen. Diese Tafel Schokolade hat  
750 also Marion gegessen, das französische Mädchen Marion. Und nun: bist Du mir böse deswegen? ...«

»Ach«, dachte Sybille und schluckte ein bißchen vor Mitleid. Sie sah das alles so deutlich vor sich.

Und dann nahm sie eine Karte. »Lieber Ludwig«, schrieb sie. »Morgen bekommst Du einen dicken, langen Brief.  
Eben will ich Dir nur sagen, daß ich mich sehr bemühen werde, keine Sechs mehr zu bekommen. Und was den  
Professor Müller anbelangt, so ist das alles inzwischen in Ordnung gebracht. Du brauchst also gar nicht mehr zu

755 raunzen. Denke Dir nur – er hat jetzt seinen dritten und letzten Sohn im Felde verloren! Davon schreibe ich Dir noch – es tat uns so furchtbar leid. Daß Du Marion die Schokolade gegeben hast, ist sehr fein. Nun kann ich denken, ich hätte sie ihr selbst gegeben, da sie doch für mich bestimmt war. Aber wenn Du es nicht getan hättest, dann ... ja, dann hättest Du mir gar nicht mehr zu schreiben brauchen! ...«

760

## Sybille stellt einen Räuber

Sybille kam von ihrem Heimabend.

765 Es war diesmal wieder wundervoll gewesen, und sie würde den Abend lange nicht vergessen. Er hatte eine Überraschung gebracht, einmal ganz etwas anderes. Es hatte schon vorher ein Geraune gegeben, irgendwie war es durchgesickert, es würde eine Dichterlesung geben, jemand würde aus seinen eigenen Werken vortragen. Und es gab eine ganze Menge unter den Mädels, die hatten ein etwas langes Gesicht gemacht oder auch sogar ein wenig gegrinst. Sie hatten sich nicht viel davon versprochen. »Pöh ... Dichterabend«, hatte die lange, dünne Dowideit, die mit den  
770 vielen Sommersprossen, gespottet. »Was ich mir schon dafür kaufe! Wenn da irgend so ein Jüngling, vielleicht gar noch mit Locken oder einer langen Haarmähne ...« Und sie hatte sehr lebendig ausgemalt, wie sie sich den Mann vorstellte, den man sich für diese große, gemeinsame Veranstaltung, an der mehr als hundert Mädels teilnahmen, verschrieben hatte. Und die andern hatten lachen müssen. Sie auch. Ja, sie, Sybille, auch.

Aber dann war alles ganz anders gekommen. Es stand mit einem Male einer unter ihnen – Luserke hieß er, Martin  
775 Luserke, Sybille hatte den Namen noch nie gehört, aber sie hatte ihn gut verstanden, und sie würde ihn nun nie mehr vergessen ja, der stand also vor ihnen, nein, mitten zwischen ihnen, und man brauchte ihn nur anzuschauen, um ihn sogleich furchtbar gern zu haben. Er trug keine Lockenmähne, und er sah eigentlich überhaupt gar nicht so aus, als ob er viel hinter dem Schreibtisch sitze. Er sah aus, wie ein richtiger Mann aussehen mußte, und er hatte ein gebräuntes, starkes und doch gutes Gesicht, alles andere als stubenblaß und so.

780 Er sprach ein paar Worte zur Einleitung, ganz einfache Worte, aber sie genügten, um sofort eine große, fast andächtige Stille eintreten zu lassen. Alle hingen an seinen Lippen wie gebannt, sogar die Dowideit. Und er las auch gar nicht vor, er erzählte, er erzählte so, wie man vielleicht immer Geschichten vortragen muß. Man mußte denken, daß alles, etwa die Geschichte von dem Riesen Bran, der durchs Meer wadet, oder die andere von dem Hexenmeister, nie vorher ausgeschrieben worden waren. Daß sie dem Mann in dem Augenblick einfielen, als er vor den Mädchen stand.

785 »Am schönsten war aber doch all das, was er von seinen eigenen Erlebnissen bei den Fahrten auf seiner ›Krake‹ erzählte«, mußte Sybille denken. »Schade, daß Peter nicht dabei sein konnte – der wäre begeistert gewesen. Aber vielleicht geht dieser Luserke ... ja, vielleicht geht er auch noch zu den Jungs.« Und sie tröstete sich: »Sicher wird er es tun.«

Die Abenteuer mit der »Krake« ließen Sybille an die See denken. Und gleich stellte sich so ein merkwürdiges traurig-  
790 süßes Ziehen ein, es saß nicht im Körper, es saß in der Seele. Sybille hatte Sehnsucht nach dem Meer. Sonst waren sie fast jeden Sommer für ein paar Wochen an die See gefahren. Auf irgendeine wunderbare Art hatte Sybilles Mutter das möglich gemacht, immer wieder, obwohl sie doch nur eine bescheidene Rente bekam aus dem Geschäft des verstorbenen Vaters, das nun längst in andere Hände übergegangen war. In vielem anderen hatte man sehr sparen und manchmal sogar ein bißchen knausern müssen, aber an der Ferienreise, an der hatte Frau Beise festgehalten. Ihre  
795 Kinder, die sollten nicht nur in den Straßen der Großstadt aufwachsen, sie sollten die Verbindung mit der Erde, mit der freien, ungebundenen Natur, nicht ganz verlieren. Diesmal hatte man sich das verkneifen müssen, Sybille sah das ja auch ein, so dumm und so verständnislos für die Notwendigkeiten der Zeit war sie ja nicht mehr. Und es hatte ja auch immer wieder in den Zeitungen gestanden, man solle nur die unbedingt notwendigen Reisen unternehmen, damit die Eisenbahn frei bleibe für die Aufgaben, die der Krieg ihr stelle.

800 Trotzdem war Sybille mit einem Male schlechter Stimmung. Sie haderte mit dem Wettergott, sie war richtig böse mit diesem Sommer, der nicht die Spur von dem gehalten hatte, was man von ihm doch erwarten durfte.

»Ein Sommer des Mißvergnügens«, flüsterte Sybille vor sich hin. Sie hatte diesen Ausdruck einmal aufgeschnappt in einem Gespräch der Erwachsenen oder in einem Buch, genau wußte sie das nun nicht mehr. Aber er hatte ihr sehr gut gefallen, und er war nun in ihrem Gedächtnis haften geblieben.

805 »So ein scheußlicher Sommer«, schimpfte Sybille in Gedanken. »Das ist doch sonst die schönste Zeit. Aber jetzt ... richtig schubbrig, kalt beinahe, und so früh dunkel. Zehn Uhr erst und schon fast Nacht, rabenschwarze Nacht, obwohl wir doch Sommerzeit haben, und es also eigentlich erst neun Uhr ist ...«

Sie brummelte vor sich hin, obwohl gerade sie natürlich unter der Dunkelheit gar nicht sehr litt. »Du hast Katzenaugen«, hatte ihre Mutter oft genug bewundernd gesagt, und das stimmte wohl auch, besonders wenn man dabei an Mutti dachte, die hilflos wie eine Blinde durch die verdunkelten Straßen ging und Sybilles Arm immer ängstlich festhielt.

Nein, Sybille machte diese Dunkelheit nichts aus. Und hier, in ihrem Viertel, schon gar nicht. Wo sie doch jedes Haus kannte, jeden Straßenzug, jeden Stein beinahe.

Da, plötzlich, nahe der Ecke Gartenstraße, traf irgendein Geräusch Sybilles Ohr. Ein Laut erst, hart, knurrend, böse, gleich darauf ein hilfloses Wimmern, erbärmlich anzuhören und ins Herz schneidend.

»Was ist denn ...?« überfiel es Sybille. Ihre Augen, ihre Pupillen weiteten sich. In dem tristen, schmierigen Dunkel der nebelfeuchten Luft, in diesem Dunkel, das durch eine dicke Wolkendecke, die den Himmel überzog, noch schlimmer wurde, sah sie, gar nicht weit von sich, zwei schattenhafte Gestalten. Groß, breit, massig die eine, schmal, winzig fast die andere. Die große löste sich, entfernte sich. Die andere blieb stehen, schien noch dünner, noch erbarmungswürdiger zu werden.

Eine Frau – ein älteres Frauchen. Sybille stand schon neben ihr, sie witterte, sie ahnte dumpf die Zusammenhänge, noch ehe die andere gesprochen hatte. Ein verhutzeltes, ein verwittertes Altweibergesicht schwamm in der milchigen Dunkelheit, sicher war es von Tränen überschwemmt. Aber das konnte Sybille natürlich nicht sehen.

»Die Handtasche ...«, stammelte die Frau. »Mein ganzes Geld ... und auch all die Karten ...«

Sybille begriff sofort. Sie besann sich keinen Augenblick, sie überlegte auch gar nicht, was sie tun könnte und was sie nicht tun könnte. Sicher war nur das eine, daß sie versuchen mußte zu helfen. Daß sie dem Räuber die Tasche wieder abjagen mußte.

Ihre schmale Gestalt straffte sich. Sie hatte nicht nur die Augen einer Katze, sie hatte auch die Zähigkeit, die Gewandtheit, die Ausdauer einer Katze. Sie war immer eine der besten Läuferinnen in ihrer Klasse gewesen, das hatte sie oft genug unter Beweis stellen können. Plötzlich fiel es ihr ein, und es machte sie stolz.

Mit einem jähen Sprung begann Sybille ihre Verfolgung. Sie war jung, sie war leicht und behende. Und sie kannte diese Gegend genau, sie war sehr ortskundig. Das sicherte ihr manchen Vorteil. Der Schatten vor ihr lief zwar auch, aber sie spürte mehr, als daß sie es richtig beobachten konnte, daß sich der Abstand zwischen ihnen beiden von Augenblick zu Augenblick verminderte.

Ein paarmal, mit keuchenden Lungen, schrie sie laut, gellend: »Hilfe! ... Hilfe! ...« Sie schämte sich nicht zu schreien. Da war ein starker, kräftiger und gewalttätiger Mann, einer, der eben ein Verbrechen begangen hatte. Wie sollte sie wohl, ein vierzehnjähriges Mädchel, mit ihm fertig werden? Nein, es war keine Schande, um Hilfe zu schreien. Hier galt es ja etwas anderes als die Spiele zu Hause mit den andern Jungens und Mädchen, wo es zwar oft genug heiß herging, aber es doch immer ein Spiel blieb.

Die ganze Zeit, während Sybille so dahinlief, nicht so schnell wie bei Tage, aber immerhin schnell genug – diese ganze Zeit über hatte Sybille mächtige Angst. Ja, sie fürchtete sich sehr. »Wenn ich ihn erreiche, dann schlägt er mich tot!« dachte sie. »Und wenn ich nach ihm greife, dann zieht er ein Messer und sticht mich nieder!« Das schien Sybille ganz sicher zu sein. Aber diese Furcht, die tief in ihrem Herzen zusammengeduckt kauerte, sie ließ sie nicht einmal zögern in ihrem Lauf.

Einmal dachte sie an ihre Mutter, einmal an Ludwig Zelter, »ihren« Soldaten. Angst? Nieder mit ihr! Furcht? Hinweg mit ihr! Was sollte der Soldat von ihr denken, wenn sie vor Angst schlapp machte?

Der Mann vor ihr, dieser graue Schatten in der grauen Dunkelheit, wollte in die nächste Querstraße links hineinschießen. Aber da ertönte plötzlich, grell, durchdringend, eine Signalpfeife. Der Mann stutzte, lief weiter geradeaus. Und nie war ein Laut Sybille so herrlich, so beglückend vorgekommen wie dieses schrille Signal aus der Dunkelheit.

Ein anderes Signal, von der rechten Seite her, antwortete. Es wurde mit einem Male, ohne daß man richtig etwas wahrnehmen konnte, lebendig in der Straße.

Sybille war dem Flüchtenden nun schon ganz nahe. Irgend etwas fiel ihr vor die Füße. »Die Handtasche«, dachte sie. Aber sie bückte sich nicht. Die würde man schon später finden. Sie mußte jetzt weiter, weiter.

Der Räuber sah nun wohl das Aussichtslose seiner Flucht ein. Plötzlich blieb er stehen. Er duckte sich, er zog den Kopf ein – Sybille glaubte, seine Augen glühen zu sehen, böse, wölfisch.

Sie flog auf ihn zu wie ein Pfeil. Wenn sie dreist wollte, sie hätte jetzt nicht mehr anhalten können. Aber als sie nur noch drei oder gar bloß zwei Meter von ihm entfernt war, da schob sich etwas vor, schob sich zwischen sie und den Verfolgten. Ein Mensch und da, von rechts her, ein zweiter. Etwas fuhr von oben her durch die Luft, man sah es

860 blitzen, kalt, metallisch, trotz der Dunkelheit. Es gab einen scheußlichen Laut, wie von brechenden Knochen, ein dumpfes Stöhnen ...

Sybille hatte oft gelesen, daß irgend jemand bei irgendeiner Gelegenheit in Ohnmacht fiel. Sie hatte sich nie denken können, wie das geschah. Jetzt plötzlich fühlte sie für eines Augenblicks Länge, wie ihr das Bewußtsein schwand, wie sich alles um sie herum drehte. Aber das dauerte nicht lange. Sehr schnell ging es vorüber.

865 »Den hätten wir«, hörte sie jemanden sagen. Und da war auch schon, wie aus dem Boden geschossen, ein Auto neben dem Bürgersteig, es war wohl der Überfallwagen der Polizei, Sybille hörte es an der Hupe. Der Mann lag noch am Boden, jetzt wurde er hochgerissen und in den Wagen getragen.

Einer, auch in Uniform, blieb bei Sybille zurück. »Na, kleines Fräulein«, brummte er mit gutmütiger Bärenstimme, »das hätte leicht schief gehen können.« Und dann, nach kurzer Pause, anerkennend: »Immerhin, alle Hochachtung!  
870 So, und jetzt werde ich Sie mal nach Hause bringen – Sie wohnen doch gewiß in dieser Dreh', was?«

»Ja«, nickte Sybille und nannte ihre Wohnung. »Aber wir müssen erst die Handtasche suchen.« Und sie erzählte, wie alles gekommen war.

Langsam gingen die beiden den Weg zurück, den sie eben erst gelaufen war. Der Polizeibeamte ließ seine Taschenlampe aufleuchten, es dauerte nicht lange, da fanden sie die Tasche – eine einfache, alte, abgeschabte Tasche.

875 Dann gingen sie das Frauchen suchen, der man sie geraubt hatte. Sybille wunderte sich, wie weit das war, wie lange sie also gelaufen war vorhin.

Die Frau saß an derselben Stelle, wo Sybille sie vorher getroffen hatte. Ganz allein saß sie auf der Bordsteinkante und weinte vor sich hin. Als sie sich jetzt wieder im Besitz ihrer Tasche sah, wußte sie sich vor Glück nicht zu fassen. Am liebsten hätte sie wohl Sybille geküßt. Aber die duldete das nicht, so streichelte die Frau nur immer wieder den Arm  
880 des Mädchens.

Der Uniformierte brachte Sybille bis ganz nach Hause, ja er ließ es sich nicht nehmen, der Mutter alles genau zu berichten. »Ein kleiner Held, Ihre Tochter«, sagte er. »Sie können stolz auf sie sein. Ich würde ihr heute etwas besonders Gutes geben zum Abendbrot, irgendeinen Leckerbissen.«

Es hätte dieser Anregung wirklich nicht bedurft. Frau Beise holte herbei, was der Speiseschrank an bescheidenen  
885 Schätzen barg. Und Peter sah ausnahmsweise einmal neidlos zu, wie es Sybille schmeckte.

Frau Beise saß blaß am Tisch – sie konnte nicht einen Brocken herunterbekommen. Nachher, beim Gutenachtsagen, schloß sie ihre Tochter ganz fest in die Arme.

Sybille spürte, wie die Mutter zitterte.

»War es nicht recht?« stammelte sie.

890 »Doch ... doch«, nickte die Mutter unter Tränen. »Nur ... wenn ich denke, was hätte geschehen können ... Aber man muß wohl dem Gesetz gehorchen, das man in seinem Herzen trägt. Du hättest ein Junge werden sollen, Sybille.«

Aber das wollte Sybille nicht wahr haben. Gerade in diesem Augenblick war sie ganz zufrieden damit, ein Mädchen zu sein.

»Ich habe jetzt wenigstens etwas, was ich meinem Soldaten schreiben kann«, dachte sie, schon im Bett liegend, vor  
895 dem Einschlafen. Aber gleich besann sie sich eines Besseren.

»Es würde so eingebildet klingen«, überlegte sie. »Und das will ich nicht. Ich werde so schreiben, als ob das alles Peter passiert wäre. Und Peter – ja, Peter, er würde sich ja genau so verhalten haben, trotzdem er noch viel kleiner ist.«

Und mit diesem Entschluß schlief sie ein.

900

## Ein Sparschwein wird zerbrochen

Sybille studierte den Ortsnamen, den ihr Soldat da hingekritzelt hatte, mit immer ungefügiger werdender Hand – ach,  
905 wen konnte das wundern, wo diese Hand doch seit langem der Feder entwöhnt war und statt dessen die blanke Waffe trug. Cambrai? Natürlich ... Cambrai.

Sybille hatte die Zeitung mit dem großen Plan von Frankreich neben sich auf dem Tisch liegen. Sie las jetzt immer die Zeitung, sie verfolgte alle Angaben des Heeresberichts auf der Karte. Die Jungens machten es so, und das war wohl

selbstverständlich. Aber Sybille fand, daß es für die Mädels nicht weniger selbstverständlich sei.

910 »Einmal«, überlegte sie, »werde ich eine Frau sein und Kinder haben, und ... oder, sehr viel später, da bin ich eine alte, verhutzelte Oma, und ich werde Enkel haben, die mich besuchen, und sie werden mich fragen, sie werden wissen wollen: Omi, wie war das alles, damals, in dem zweiten großen Krieg, als Deutschland wieder frei wurde und groß und mächtig? Du hast das damals doch miterlebt, du mußt das doch wissen. Ja, so werden sie fragen, und wenn ich dann nicht antworten kann, wenn ich dann gestehen muß, ich wüßte wenig oder nichts davon, ich hätte andere Sorgen  
915 gehabt und andere Dinge im Kopf gehabt, dann werden sie das nicht begreifen.«

Es machte ihr Spaß, sich das auszumalen: sie, Sybille Beise, eben noch ein Backfisch, eifrig bemüht, mit einem Soldaten draußen im Felde einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten, mit verbissenem Eifer Dinge lernend, die sie nie richtig begreifen würde und die ihr nie nützen würden, und dann, mit einem Male, eine ehrwürdige Großmutter, umschwärmt von einer Schar von Enkelkindern, und mit grauem Haar, vor der all die andern Menschen, die jungen,  
920 aufstanden, in der Straßenbahn und im Zug, damit sie sitzen konnte. »Peter sagt«, dachte sie, »daß wir ein paar Jahrzehnte später überhaupt keine Straßenbahn haben werden und auch keine Eisenbahn mehr, daß da jeder ein kleines Flugzeug in der Wohnung stehen hat wie vielleicht heutzutage ein Fahrrad, und mit dem in der Weltgeschichte herumsaust. Ich bin neugierig, ob das wohl so auskommen wird – Peter hat immer solch komische Einfälle.«

Aber gleich war sie wieder bei dem Brief, den sie im Schoß hielt. Alles war so seltsam. Mit einem Male nannte die  
925 Zeitung täglich Namen, die sie aus der Schule, aus der Geschichtsstunde kannte, die sie hatte lernen müssen, als man die Geschichte des Weltkrieges durchnahm. Das hatte mit Lüttich angefangen und mit Lille und war dann so fort gegangen, mit der Lorettohöhe und der Marne, mit Arras und der Somme und der Aisne und in der Champagne.

Und nun: Cambrai!

Sie dachte an Onkel Hermann, an den »großen Bruder« ihrer Mutter. Sie hatte ihn lebend nie gesehen. Aber das  
930 konnte natürlich nicht anders sein. Er war gefallen, zehn Jahre bevor sie, Sybille, geboren wurde. Als blutjunger Mensch war er ins Feld gezogen, und er war gefallen – gefallen bei Cambrai.

Sie und Peter, sie wußten alles von ihm, von seinem kurzen, schönen, flammenden Leben. Auf dem kleinen, weißen, zierlichen Schreibtisch, oben im Zimmer der Mutter, stand sein Bild, ein schmales, schönes Gesicht, das von einem Stahlhelm überschattet wurde, und jedesmal am Heldengedenktage pflegte die Mutter einen kleinen Kranz von  
935 Immergrün oder Immortellen um den Bilderrahmen zu legen und lange vor dem Bilde zu sitzen und es anzustarren. Sie mußte ihren Bruder furchtbar lieb gehabt haben, so lieb, daß sie ihn nie, selbst nach so langer Zeit nicht, vergessen konnte. Sie wurde nicht müde, von ihm zu erzählen, von seinen vielen lustigen Jungenstreichen, und wie er malen und zeichnen konnte. »Sicher wäre er einmal ein ganz großer Künstler geworden«, pflegte sie zu sagen, und dabei schaute sie dann irgendwo ins Leere, und ihre Augen glitzerten feucht – und wie begeistert er gewesen sei, als er von der  
940 Schulbank weg habe ins Feld ziehen dürfen. Ja, die Mutter sprach fast mehr von ihm – oder doch wenigstens ebensooft von ihm – wie von Papsch, der doch auch schon viele Jahre tot war, leider, und an den sich genau zu erinnern Sybille manchmal bereits etwas Mühe bereitete. Peter übrigens auch, und man mußte sich eigentlich schämen, wenn man das bedachte. Es war merkwürdig – oft konnte man im Zweifel sein, wer den größeren Platz in Mutters Herz einnahm, der Onkel Hermann, der sehr weit weg von hier in französischer Erde lag, oder Papsch, dessen  
945 Grab auf dem alten Friedhof man aufsuchen und pflegen konnte. Aber das lag vielleicht daran, daß Papsch so viel älter gewesen war als Mutti, und daß er so früh, so plötzlich gestorben war. Während Muttis Bruder, der Onkel Hermann ... mit dem hatte sie doch ihre ganze, lange, schöne und unbeschwerte Jugend gemeinsam verlebt.

Mit einem jähen Entschluß stand Sybille auf, ging zu ihrem Spielschrank, holte die Sparsbüchse hervor. Mit einer ungestümen Bewegung haute sie das tönernerne Sparschwein auf die Tischplatte, daß es in lauter Stücke zersprang.  
950 Ein paar Münzen rollten herum, die Sybille eilig ergriff und dann mit gerunzelter Stirn betrachtete. Es waren sehr armselige und bescheidene Münzen, eine winzige Summe alle zusammen, und nun fiel Sybille ein, daß sie vor etwa drei oder vier Wochen den Inhalt dieses Sparschweins sehr behutsam mit einer Messerklinge herausbefördert und alles Geld, das sich darin befand, ausgegeben hatte. Für ziemlich dumme Dinge, wie sie sich jetzt, vor sich selbst errötend, gestand. Für ein paar Näschiereien, deren Geschmack sie längst vergessen hatte, für ein paar Filmphotos, weil sie doch  
955 solche Photos sammelte und nie genug von ihnen bekommen konnte. Nein, das Sparen war nie Sybilles starke Seite gewesen. Jetzt, in diesem Augenblick, tat es ihr leid, und sie nahm sich ernsthaft vor, daß es nun anders werden sollte.

Freilich, dieser löbliche Vorsatz änderte nichts an dem Sachverhalt. Sybille zählte die Münzen, Kupfer und Messing und Aluminium oder was das war, immer wieder durch. Neunundneunzig Pfennige. Es wurde nicht mehr, da half all das viele Zählen nicht.

960 »Ich könnte mir von Mutti einen Vorschuß geben lassen auf das nächste Taschengeld«, entschloß sie sich. »Damit wenigstens zwei Mark voll werden. Zwei Mark, das sind doch sicher mindestens zehn Frank, und dafür bekommt man drüben in Frankreich schon einiges. Besonders jetzt im Sommer, wo die Blumen doch billiger sind. Natürlich wird sie

wieder wissen wollen, weshalb und wieso und wofür – Mutti ist immer so komisch neugierig, wenn es sich um Geld dreht. Aber ich darf es nicht sagen, ich muß mir irgend etwas ausdenken, was sie glauben wird, denn sonst ... die  
965 ganze Überraschung wäre dann hin.«

Sie war froh, daß sie nun mit ihren Gedanken und Plänen halbwegs ins reine gekommen war. Und sie begann zu schreiben, langsam, zögernd, man konnte es ja nicht wissen, wie ihr Soldat die Bitte aufnehmen würde – der doch sicher nirgend recht zur Ruhe kam bei dem ungestümen Vormarsch und kaum Zeit fand, etwas zu suchen, was vielleicht nicht leicht zu finden war.

970 »Lieber Ludwig«, schrieb sie, »Du schriebs in Deinem letzten Brief, über den ich mich wieder furchtbar gefreut habe, Du wärest bei Cambrai. Das haben wir in der Schule gelernt, deshalb war mir der Name auch gar nicht so fremd und neu. Vielleicht bist Du jetzt schon sehr viel weiter, wo Ihr doch immerzu marschierst und marschierst und marschierst. Aber vielleicht erreicht Dich mein Brief auch noch dort, oder Du hast irgendeinen Kameraden, der zurückbleiben mußte, ich weiß das selbstverständlich nicht. Nur, wenn Du noch dort sein solltest, oder es sonst geht, dann suche  
975 doch auf dem deutschen Soldatenfriedhof das Grab von meinem Onkel Hermann. Hermann Vierhuff heißt er, ja, das hätte ich beinahe vergessen, und Du mußt es doch wissen, um das Kreuz zu finden. Er war der Bruder von meiner Mutti, und sie hat ihn sehr, sehr lieb gehabt, sie kann ihn nie vergessen. Sie denkt noch jetzt so oft an ihn, und sicher gibt es dort viele Kreuze, sicher sind dort im Weltkrieg sehr viele gefallen, es war doch eine große, schlimme Schlacht. Aber manchmal hat man Glück, nicht wahr, und wenn Du das Kreuz finden solltest, das Kreuz mit seinem  
980 Namen, dann nimm bitte die zwei Mark, die ich Dir beilege, und kaufe ein paar Blumen, kaufe so viele Blumen, wie Du für das Geld erhältst – es ist sehr wenig Geld, ich weiß, aber ich habe kurz vorher alle meine Ersparnisse ausgegeben, und das tut mir nun schrecklich leid. Nimm also das Geld und kaufe Blumen und lege sie auf den Hügel. Wenn es einen Hügel gibt, was ich auch nicht weiß. Oder kaufe einen Kranz und hänge ihn um das Kreuz, und wenn Du das Grab photographieren könntest, das wäre schön, ich würde meiner Mutter das Bild schenken und ihr damit  
985 sicherlich eine ganz große und unverhoffte Freude bereiten. Wenn Du es aber nicht findest, das Grab, bei aller Mühe, oder wenn Du nicht soviel Zeit hast, es zu suchen, was ja auch sein kann, dann bitte lege die Blumen auf irgendein anderes Grab. Am liebsten auf das eines Soldaten, von dem man nicht einmal den Namen mehr weiß. Dann wollen wir hier denken, daß dieser Blumengruß für alle Soldaten gilt, die dort gefallen sind, und damit natürlich auch für meinen Onkel Hermann, der mitten unter ihnen liegt. Mitten unter seinen Kameraden, die mit ihm gekämpft haben  
990 und mit ihm gefallen sind. Würdest Du das tun wollen? Oder würdest Du wenigstens einen andern bitten, es an Deiner Stelle zu tun, wenn es Dir selbst nicht mehr möglich ist? Das wäre schön. Mir fällt ein: ich würde Mutti das Bild von dem Grab auch gar nicht geben, sondern ich würde es in einen Rahmen tun und ganz heimlich neben das andere Bild auf Muttis Schreibtisch stellen, das dort schon immer steht, und auf dem man Onkel Hermann sieht als Soldaten, mit Stahlhelm und so. Peter und ich, wir stehen oft vor diesem Bild und schauen es an. Und dann verstehen wir, daß  
995 unsere Mutter ihren Bruder so furchtbar lieb gehabt hat und daß sie ihn nie vergessen kann. Wir haben ihn auch lieb, und das wundert Dich gewiß, wo wir ihn doch nie kennengelernt haben und noch gar nicht lebten damals. Aber es ist wirklich so, und erklären kann ich Dir das natürlich nicht.«

Mit einem Seufzer legte Sybille den Federhalter beiseite. Die Hälfte der Tinte saß wieder, wie üblich, an ihren Fingern, das war immer das gleiche, und sie konnte es sich nicht erklären, wie es geschehen konnte. Aber jetzt war ihr  
1000 das ganz unwichtig.

Sie hätte noch mehr schreiben können, gewiß, der Brief war nicht sehr lang. Und es gab ja natürlich auch noch manches zu erzählen, was sich inzwischen ereignet hatte, in der Schule und zu Hause und überhaupt.

Aber »nein« entschloß sie sich, »er soll nicht denken, daß ich immer nur von mir zu schwatzen weiß. Und es ist ja auch wichtig, daß er den Brief ganz schnell bekommt – schade, daß man ihn nicht mit Luftpost schicken kann. Aber  
1005 wenigstens will ich ihn heute noch in den Kasten werfen.«

Und Sybille stand auf, um ihre Mutter zu suchen und mit ihr das große Vorschußgeschäft zu regeln. Es würde noch einige Mühe kosten, ehe sie ihre Mutter weich und nachgiebig machen konnte.

1010

## Das Kreuz in Cambrai

»Nein«, sagte die Postbotin bedauernd und blickte auf die drei Menschlein, die vor ihr standen, ihr durch die geöffnete Wohnungstür erwartungsvoll entgegenblickten. Sybille vorneweg, natürlich, und dann Peter, der es sich nie nehmen ließ, sofern er gerade zu Hause war, die feierliche Zeremonie der Aushändigung eines Briefes an Sybille von ihrem  
1015 Soldaten mit seinem boshaften Jungensgrinsen zu begleiten. Und ganz hinten stand, mit einem leisen, gütigen Lächeln auf den Lippen, Frau Beise selbst.

Die Postbotin sah von Tag zu Tag mehr aus, als könne sie der leiseste Windhauch umblasen. Sie war gewiß nie die Stärkste gewesen, und das Amt, das sie nun übernommen hatte, zehrte an ihren Kräften. Es war kein Kinderspiel, und sie würde froh sein, wenn alles vorüber war und sie das Zeichen ihrer Würde, die dicke Tasche mit der großen überhängenden Lederklappe, an den Mann abgeben konnte, der es gewöhnt war, das schwere Gewicht tagaus, tagein die vielen, vielen Treppen hinauf und hinunter zu tragen.

»Nein«, wiederholte die Postbotin, »diesmal leider nur für die Mama.«

»Och«, meinte Sybille, und sie konnte die tiefe Enttäuschung, die sie erfüllte, gar nicht recht verbergen. Ja, sie schaute die Postbotin an, als wäre die selbst daran schuld, daß kein Brief für Sybille da war. Aber die Frau war das gewöhnt, daß man sie irgendwie persönlich haftbar machte für das, was sie brachte oder eben auch nicht brachte. Und sie nahm es nicht weiter krumm.

Sie gab also den Brief an Frau Beise ab, einen dicken, schweren Brief, während Sybille sich bereits abwendete und nach ihrem Regenmantel griff. Sie hatte sich mit einer ihrer Freundinnen verabredet zu einem Spaziergang, und natürlich brauchte sie da den Regenmantel. Er war ja leider fast das wichtigste Kleidungsstück in diesem Sommer, wo man sich wirklich wundern mußte über das viele Wasser, das immer vom Himmel herunterkam und offenbar völlig unerschöpflich war.

Freilich: hätte es Sybille nicht so eilig gehabt mit ihrer Verabredung und wäre sie neugieriger gewesen, als es in ihrer Art lag, dann hätte sie sehen müssen, daß der Brief, den ihre Mutter nun zaudernd in der Hand wog, die ihr schon so wohlvertrauten Schriftzüge des Soldaten Ludwig Zelter trug. Aber das sah sie nicht, sie ging fort und ließ die Mutter allein mit dem Brief, den Frau Beise erst lange verwundert und in leiser Unruhe in der Hand wog, ehe sie damit in ihr Zimmer flüchtete, um ihn in Ruhe zu lesen.

Zwei Bilder fielen ihr entgegen und dann ein Brief. Ein langer, ein sehr langer Brief, mit mehreren eng beschriebenen Seiten.

Frau Beise nahm das erste der Bilder in die Hand, betrachtete es lange, und ihr Herz schlug hart. Ihre Lippen zuckten, und sie war sehr froh, daß sie allein im Zimmer war, daß niemand ihre Erregung sehen konnte, niemand von all den Menschen, die sie liebten, die sie kannten und die sie bisher immer nur heiter und beherrscht gesehen hatten.

Das Bild war offenbar eine Vergrößerung, und es zeigte, herausgehoben aus zahlreichen anderen es rings umgebenden Sinnbildern des Todes, ein einfaches, schlichtes Holzkreuz, um das ein Kranz blühender Rosen gehängt war. Auf der Mitte des Kreuzes standen ein paar Worte, von schwerer, ungeschickter Hand hineingegraben, wenn man das Bild sorgfältig genug ansah, konnte man sie deutlich lesen. »Hermann Vierhuff« stand da, und »Gefallen am 27. November 1916«. Und dann nichts weiter.

Aber diese wenigen Worte waren genug. »Hermann«, dachte Frau Beise, »liebes Hermännle.« Und eine süße Rührung überwallte sie ganz. Fast ein Vierteljahrhundert war vergangen, seit man ihn, ihren nie vergessenen Bruder, hier in Frankreichs Erde gebettet hatte. Aber nun wurde alles auf wunderbare Art nah und lebendig, ja, die ganze, so lange schon entflohene glückliche und unbeschwerte Jugend stand wieder auf vor dieser Frau und sah sie mit lockenden Mädchenaugen an.

Frau Beise erinnerte sich endlich auch an das andere Bild. Es war die Photographie eines Soldaten, eines Unteroffiziers aus dem heutigen, dem gegenwärtigen Kriege, und es trug die Unterschrift des Mannes. Ludwig Zelter stand darunter, in den festen, männlichen Schriftzügen, die nun auch Frau Beise seit langem bekannt und vertraut waren.

Bekannt und vertraut erschien ihr – und das war das Seltsame und fast Geheimnisvolle an dem allen – auch das Gesicht dieses Soldaten. Sie wußte genau, daß sie den Menschen, dem es angehörte, noch nie mit lebenden Augen gesehen hatte, ganz genau wußte sie es, da konnte gar kein Irrtum bestehen. Doch kam er ihr nicht vor wie ein Fremder, und sie dachte: »Dieser Mann – man muß ihn gern haben. Er hat einen so klaren, zuversichtlichen Blick, ernst schaut er aus, das ist wahr, aber auf gute Art ernst, er ist einer, der viel gesehen und erlebt und sich doch den Glauben an die Menschen, an sein Volk, an die Zukunft erhalten hat. Wer an seiner Seite gehen darf, der kann wohl nicht straucheln, dem kann in Wahrheit wohl nichts passieren.«

Mit einem Male dachte sie, mit einem Anflug von Trauer, wie schade es sei, daß ihre Kinder, daß Peter und Sybille, nach dem frühen Tod des Vaters einer solchen gütigen, wissenden, führenden Hand so ganz entraten mußten. Sie hatten beide noch die Mutter, gewiß, aber Frau Beise erschien es mit einem Male, als könne die beste, die wundervollste Mutter einem Kinde den fehlenden Vater nie völlig ersetzen.

Wieder blieb ihr Auge an dem Bild haften. »Dieser Mann hier«, fiel es ihr ein, »der ist keiner von den jungen, der steht schon in der Mitte der Vierzig, er ist vielleicht älter als ich. Nicht viel, glaube ich, aber immerhin ein paar Jahre. Älter wohl auch als Hermann es jetzt wäre, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, heil und lebendig aus dem Weltkrieg herauszukommen.«

Dann, dies ernsthaft und lange überdenkend, bekam sie plötzlich einen kleinen Schreck. »Sybille«, überlegte sie und wog den Kopf grübelnd hin und her, »Sybille wird ihn sich anders vorgestellt haben. Sybille wird gedacht haben, sie schreibe ihre Briefe an einen jungen Menschen, an einen Achtzehnjährigen vielleicht oder doch an einen aus dieser ungefähren Altersstufe. Und nun? Nun ist der Soldat, ist ihr Soldat ein Mann, alt wie ich, Sybilles Mutter, oder noch  
1075 einige Jährchen älter. Einer, der ihr Vater hätte sein können, den Jahren nach ...«

Sie entschloß sich endlich, den Brief zu lesen. Er mußte vieles aufklären, was eben noch geheimnisvoll und beinahe rätselhaft erschien. Er mußte vor allem Aufklärung darüber bringen, wie es kam, daß dieser fremde, dieser unbekannte Soldat das Bild mit dem Grabkreuz des vor mehr als zwei Jahrzehnten gefallenen Bruders schickte.

So klar wie sein Gesicht war auch der Brief des Soldaten. Er erzählte, was Sybille ihm geschrieben hatte und worum  
1080 sie ihn gebeten hatte. Von der Überraschung, die sich Sybille für ihre Mutter ausgedacht hatte.

»Sybilles Brief kam zu spät und kam doch noch zur Zeit«, erzählte der Soldat. »Als er mich erreichte, da war ich schon längst nicht mehr in Cambrai, da waren wir schon in Paris gewesen, und jetzt stehen wir noch weiter südlich, wir sind gar nicht mehr weit von Bordeaux. Und trotzdem habe ich Sybilles Bitte erfüllen können, und das ist eine der seltsamen, wunderlichen Fügungen, an denen unsere Zeit so reich ist. Ich hatte nämlich jenen Soldatenfriedhof bei  
1085 Cambrai schon längst vorher, als wir noch dort oben lagen und einen Tag Ruhe eingeschaltet hatten, aufgesucht, und ich hatte jenes Kreuz gesucht und gefunden, dessen Bild ich Ihnen nun beilege. Ich hatte es fotografiert, ohne zu wissen, daß der, der darunter dem letzten großen Wecken entgegenschlief, Ihr Bruder sei – und warum ich es gesucht und fotografiert hatte, das freilich muß ich Ihnen jetzt erklären.«

Frau Beise las weiter. Ihre Augen brannten, während ab und an eine große Träne auf das Papier, das rauhe, graue  
1090 Papier in ihren Händen fiel.

Sie erfuhr jetzt, nach so vielen Jahren, was sie vordem nie gewußt hatte. Daß dieser Soldat Ludwig Zelter und ihr Bruder, ihr Hermännle, wie sie ihn in kindlicher Zärtlichkeit noch immer nannte, daß die beiden in derselben Kompanie, im selben Zug sogar gestanden hatten.

»Er war noch so jung, so blutjung«, schrieb der Soldat, »als er zu uns kam. Achtzehn doch höchstens, nicht wahr? Und ich war einundzwanzig. Das sind nur drei Jahre mehr, natürlich, aber in diesem Alter zählen drei Jahre viel. Sie wiegen schwer, ja sie wiegen doppelt und dreifach, wenn man schon zwei Jahre draußen gelegen hat, wenn man schon zwei lange Jahre nichts gewesen ist als Soldat, als Krieger, und die Heimat hinter einem liegt wie ein Traum, wie ein Wunschbild, dem nie mehr holde Wirklichkeit zukommen kann. Wir nahmen ihn auf in unsern Reihen, Ihren Bruder, wir alten, abgerissenen und abgebrühten Landser, und er war uns wie ein Gruß aus dem Frieden, wir haben ihn alle,  
1100 Mann für Mann, lieb gehabt vom ersten Tage an. Wir hätten ihm so gern all das Schwere, was das Kriegsleben mit sich bringt, im Rahmen des Möglichen erleichtert. Aber er ließ das nicht zu. Er duldete das nicht. Er war, ein halbes Kind doch noch, ein ganzer Soldat und ein ganzer Held. Er hat es sehr bald bewiesen, und an mir bewiesen, und deshalb habe ich ihn nie vergessen. Er hat, als ich bei einem Vorstoß durch ein Sprengstück verwundet worden war und viele Stunden lang draußen vor unserm Stacheldrahtverhau lag, in mondheller Nacht mit einem andern  
1105 Kameraden mich in den Graben zurückgetragen, obgleich die Franzosen keinen Augenblick Ruhe gaben mit ihrem Schießen und jeder, der sich außerhalb des Grabens bewegte, eine wundervolle Zielscheibe bot. Ich wäre verblutet, wenn Ihr Bruder mich nicht hereingeholt hätte. Aber ich habe ihm nie danken können, denn als ich aus dem Lazarett herauskam, sehr viel später, da war er schon tot, war er schon gefallen. Ich kam zu einem andern Frontabschnitt, und ich habe also auch seinen Angehörigen niemals schreiben können – daß es unser Kompanieführer getan hat, ist  
1110 allerdings wohl gewiß. Nun, als in diesem neuen Krieg unser Regiment wieder durch Cambrai kam, war es mein erstes, das Grab dieses guten Kameraden aufzusuchen, der mir damals mein Leben rettete. Und ich bin sehr glücklich darüber, daß ich es tat, daß sich mir diese Gelegenheit bot, glücklich auch um Ihre Willen. Und um Sybilles willen. Daß ich ihr etwas Gutes tun kann, wo ich ihr doch sehr bald vielleicht etwas Trauriges antun muß. Dann nämlich, wenn sie erfährt, daß ihr Soldat kein junger Mensch ist, keiner, wie sie ihn sich gedacht hat. Sondern ein Mann, der  
1115 gut und gern ihr Vater sein könnte. Ein Kamerad auch so noch, aber immerhin, dem Alter nach, ein ganz anderer, als sie es bislang wohl vermutet.«

Frau Beise ließ den Kopf sinken. Nun kam dieser Gedanke zum zweitenmal, den sie vorher selbst gehabt hatte. Aber jetzt wurde er ihr von dem Soldaten selbst zugetragen.

»Es wird nicht einfach sein für Sybille anfangs«, überlegte sie. »Es wird sein, als zerbreche man ihr einen Traum, ein  
1120 Wunschbild.«

Aber dann fiel ihr etwas anderes ein, etwas Tröstliches. »Sie hat diesen Soldaten«, bedachte sie, »gern gewonnen, lieb gewonnen, ohne ihn je gesehen zu haben, nur wegen seiner Briefe, nur wegen der Art, wie er ihr schrieb. Sie fühlte sich verstanden, und sie fühlte sich wohl auch in einer schönen und gütigen Art gelenkt und belehrt. Wenn sie ihn sehen, wenn sie ihn kennenlernen könnte, dann ... nun, eigentlich muß man annehmen, daß sie ihn dann erst recht gern  
1125 haben wird. Auf andere Art vielleicht, aber bestimmt nicht weniger gern.«

Wieder nahm sie den Brief vor. Jetzt waren nur noch ein paar Zeilen da, die sie lesen mußte.

»Ihre Tochter Sybille«, schrieb der Soldat noch, »wollte Sie gern mit dem Bild überraschen. Aber sie hat mit ihrer Bitte mir etwas verraten, was ich nicht wußte, und mich dadurch gezwungen, Ihnen vorweg zu schreiben und Ihnen das Bild zu schicken, das Sie sonst aus Sybilles Hand erhalten hätten. So bitte ich Sie nur, Ihrer Tochter von diesem meinen Brief einstweilen nichts zu verraten – die Umstände rechtfertigen gewiß diesen frommen Betrug. Sybille wird morgen einen anderen Brief von mir erhalten und eine andere Aufnahme der Grabstelle – lassen Sie sich dann mit dieser überraschen, später werden Sie Sybille einmal alles erzählen dürfen. Und verzeihen Sie, wenn ich als zweites mein eigenes Bild diesem Brief Sie beilege – Sybille hat mich darum gebeten, und wenn ich diese Bitte übergang, dann wissen Sie jetzt, warum ich es tat. Aber Sie sollen auch wissen, wie der Mann ausschaut, mit dem Ihr Töchterchen Briefe wechselt, und Sie sollen wissen, wie der ausschaut, dem Ihr Bruder damals, vor so vielen, vielen Jahren das Leben gerettet hat.«

»Ja«, dachte Frau Beise, »das weiß ich nun. Sehr genau weiß ich es. Und ich bin von Herzen froh darüber.«

1140

## Die Spange bringt es an den Tag

Am andern Tage, beim Abendbrot, das wieder einmal wie so oft durch einen leidenschaftlichen Meinungswechsel zwischen Sybille und Peter über die Frage, wer von ihnen beiden eigentlich der Dummere sei, seinen Reiz erhielt, wurde Sybille plötzlich und etwas unerwartet still.

1145 »Na, ist dir dein Mund mit einem Male zugewachsen?« spottete Peter. Aber Sybille ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. »Pah«, meinte sie hochmütig und schaute verächtlich auf ihren Bruder, »mit dir werde ich mich überhaupt nicht mehr abgeben. Du bist in meinen Augen ein ganz dummer kleiner Junge.«

»Und du bist in meinen Augen eine dämliche Pute«, erboste sich Peter, der nicht sehr zahm in seinen Ausdrücken war, wenn er einmal gereizt wurde.

1150 »Kinder ... Kinder«, mahnte die Mutter. Sie hatte ihre Mühe mit den beiden, die sich oft so schlecht miteinander vertrugen wie Feuer und Wasser. Aber im tiefsten Herzen waren sie sich wohl doch gut, das tröstete die Mutter ein bißchen. Sie waren eben nur zu stolz und zu sperrig, als daß sie es jemals zugeben würden.

Einen kleinen Augenblick war es still. Das hielt meist nicht sehr lange vor, leider – aber diesmal sagte Sybille plötzlich in das Schweigen hinein sehr leise, sehr sanft: »Ich habe eine Überraschung für dich, Mutsch – du wirst sie erleben, nachher, wenn du schlafen gehst. Aber du mußt dann nicht traurig werden.«

1155 »Aber Kind«, sagte Frau Beise und tat wundervoll ahnungslos, »wie soll ich denn traurig werden, wenn meine Tochter mir eine Überraschung bereitet? Das kann doch keine schlimme Überraschung sein, nehme ich an.«

1160 »Nein, natürlich nicht«, wehrte Sybille ab. »Nur ... nun, du wirst ja sehen.« Dann, nach einer kleinen Pause: »Mein Soldat hat mir heute geschrieben, der Ludwig. Aber das weißt du ja. Bei ihm mußt du dich später auch bedanken, er hat mir geholfen bei meinem Vorhaben. Übrigens« – und nun blitzten ihre Augen triumphierend zu ihrem Bruder hinüber, der seelenruhig seine Stulle kaute – »mein Soldat hat eine Auszeichnung erhalten. Er hat die Spange zum eisernen Kreuz erhalten, jawohl. Er ist ein Held! ...«

»Das ist schön«, sagte Frau Beise leise. »Das freut mich sehr – wir wollen alle zusammen ihm einen Glückwunsch schicken, was meinst du dazu?«

1165 »Fein! Prima!« Auch Peter war begeistert, man sah es ihm an. Und er war fast stolz darauf, daß Sybille, daß seine Schwester mit einem Soldaten Briefe wechselte, der diese hohe Auszeichnung erhalten hatte. Es war ihm so, als fiele dadurch von dem Glanz, der sich um des Soldaten Stirn legte, auch auf ihn ein kleiner Schimmer ab.

»Und weißt du, Bille«, meinte er dann noch, »wenn der Krieg noch länger dauern sollte, wer weiß, vielleicht kriegt er noch einmal das Ritterkreuz. Das wär' vielleicht knorke ...«

1170 Sybille strahlte. In diesem Augenblick fand sie, daß Peter eigentlich ein ausnehmend netter Junge sei, und daß man ihn gut leiden könnte. Ja, sie verstand nicht, wieso sie sich sonst doch so oft zankten.

Der Augenblick verging leider sehr schnell, viel zu schnell. Peter schluckte plötzlich den letzten, ziemlich umfänglichen Bissen seiner dicken Klappstulle fast gewaltsam herunter, ja er würgte ihn herunter, wie eine Riesenschlange ein Kaninchen oder gar einen Ziegenbock runterwürgen mag, und dann schaute er stier vor sich hin, mit einem Gesicht, von dem man nicht genau sagen konnte, sah es ausnehmend dumm oder ausnehmend tiefsinnig aus.

»Du machst ein Gesicht, Peter«, meinte Frau Beise sehr erstaunt, »als hättest du eben Amerika zum zweitenmal entdeckt.« Sie war als Mutter natürlich ohne weiteres bereit, den fragwürdigen Gesichtsausdruck ihres Jungen auf die bestmögliche Art auszulegen.

1180 Peter gab keine unmittelbare Antwort auf diese halbe Frage. »Sag mal«, wandte er sich an Sybille, »hat dir dein Soldat das selbst geschrieben, das mit der Spange ...?«

»Natürlich!« Sybille wunderte sich – der Himmel mochte wissen, worauf Peter hinauswollte.

»Hm ...« meinte der brummelnd. »Eigentlich anständig von ihm, daß er so gar keinen Hehl aus sich macht.«

»Du redest in Rätseln«, erwiderte Sybille. »Ich möchte nur wissen, was der ganze Quatsch soll.«

1185 Aber nun grinste Peter. Häßlich grinste er. Wenn sie so mit ihm redete, dann brauchte er schließlich auch nicht mehr mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten.

»Es ist nämlich so«, sagte er mit der stolzen Überlegenheit, die das Wissen verleiht. »Wenn er, wenn dein Soldat, die Spange zum Eisernen Kreuz bekommen hat, dann muß er doch Weltkriegsteilnehmer gewesen sein, nöch? Die Spange, die kriegen doch nur Soldaten, die schon im Weltkrieg das E. K. erhalten haben.«

1190 »Na ja – und?« fragte Sybille harmlos. Sie begriff immer noch nicht.

Peter grinte heftiger. Seine Meinung über das weibliche Geschlecht, die nie sehr hoch gewesen war, sank um einige weitere Grade.

»Mensch«, sagte er grob, »wenn er schon den Weltkrieg mitgemacht hat, dann ... na, dann muß er doch mehr als vierzig Jahre alt sein. Das kannst du dir doch an den zehn Fingern abzählen. Dann ist er vielleicht bald fünfzig und

1195 also fast ein alter Mann. Und du ...«

Sybille wurde erst sehr rot und dann schrecklich blaß. Erbarmenswürdig blaß. Sie schluckte heftig, als wäre ihr etwas in die falsche Kehle geraten, und es sah aus, als würde sie im nächsten Augenblick losheulen.

Das schien nun Frau Beise der richtige Augenblick zu sein, selbst einzugreifen und sich schirmend vor ihre Älteste zu stellen. »Vielleicht, überlegte sie, »hat Sybille ihn wirklich so als eine Art Jung Siegfried vor ihren Augen gesehen,

1200 diesen ihren Soldaten. Und daß sie nun erfahren muß, daß er älter, und so viel älter ist, als sie es sich dachte, das ist gewiß eine herbe Enttäuschung. Man muß ihr helfen.«

»Sybille«, sagte sie sehr ruhig und in einem Tonfall, der keinen Zweifel an ihren Worten aufkommen ließ, »Sybille hat sich nie gefragt, wie alt ihr Soldat sein könnte. Sie ist zwar erheblich älter und offensichtlich auch erheblich vernünftiger als du, mein Junge, aber« – und nun lächelte sie auf ihre schöne, bezwingende Art, »aber sie ist doch

1205 noch ein Kind, nicht wahr? Schließlich will sie ihren Soldaten ja nicht heiraten, so etwas gibt es wohl nur in Indien oder dort herum, denke ich. Sie hat an einen unbekanntem Soldaten geschrieben, der einsam ist und keinen hat, der ihm zugehört, der ihn wirklich liebt außer seinen Kameraden draußen, und das ist wohl alles. Ob der nun zwanzig ist oder vierzig, das wird wohl für Sybille keine Rolle spielen. Auf solchen Unsinn kann nur ein ganz dummer und alberner kleiner Junge kommen, wie du einer bist, der sich nun schleunigst ins Bett verfügen muß.«

1210 Sybille sah dankbar zu ihrer Mutter auf. In diesem Augenblick fand sie zum soundsovielten Male, daß sie die beste, die goldigste, die wundervollste Mutsch auf der ganzen Welt habe.

Peter erhob sich knurrend. Er war schwer gekränkt, und sein Gutenachtgruß war nur ein unverständliches Brummeln. Frau Beise blieb mit Sybille allein im Zimmer zurück. »Weißt du«, sagte sie sanft und zog ihr Mädels dicht an sich

1215 Gerade die Älteren, so habe ich gehört, sollen jetzt auf einige Zeit nach Hause kommen dürfen. Aber er hat kein Zuhause, so schrieb er dir doch am Anfang, und es ist möglich, daß er, wenn man ihm Urlaub anbietet, darauf verzichtet zugunsten eines Kameraden. Aber wenn er wüßte, daß da irgendwo Menschen sind, die sich freuen würden, ihn aufzunehmen, ihm so etwas zu geben wie Heimat und Haus und Familie, dann würde er gewiß gern auf Urlaub kommen. Was meinst du, Sybille – er war immer, in all seinen Briefen, so furchtbar nett zu dir, er hat dich gewiß

1220 gern, und du hast ihn doch auch gern ... wollen wir ihm nicht schreiben, er solle hierher kommen, zu uns, wenn er Urlaub erhält? Wollen wir das tun, Sybille?«

»Ja«, nickte Sybille, und wenn sie auch noch ein wenig zitterte, wenn sie auch noch ein bißchen blaß war, sie vermochte doch schon zu lächeln, ein bißchen dünn noch, aber es würde bald sehr viel besser und leichter gehen. »Ja – das wollen wir!«

## Auf Urlaub

Es traf sich gut, daß Peter eine Verabredung hatte mit einigen seiner Kameraden – eine Wanderung, von der er gewiß  
1230 erst bei Anbruch der Dunkelheit zurück sein würde. So brauchte man ihm nichts zu erzählen und zu erklären – er war  
immer so schrecklich neugierig, und er konnte mit seinen boshaften Randbemerkungen Sybille oft aus der Fassung  
bringen. Und in diesem Augenblick war seine Anwesenheit hier aus vielerlei Gründen unerwünscht.

Die beiden, Frau Beise und Sybille, waren lange vor Ankunft des Zuges bereits auf dem Bahnsteig. Unaufhörlich  
gingen sie auf und ab, und nur zuweilen wechselten sie ein paar kurze Worte. Sie waren eben beide nicht in einer  
1235 Stimmung, die ihnen das Plaudern leicht machte.

Ab und an streifte Frau Beise ihre Tochter mit einem flüchtigen Seitenblick. Etwas besorgt, etwas unruhig. Aber  
Sybille hielt sich tapfer, und wenn sie wirklich unruhig war und ihr Herzchen etwas ungebärdiger schlug als  
gewöhnlich, so ließ sie davon nichts merken.

»Vielleicht ist es ein richtiger Urlaubszug, das wäre schlimm«, sagte Sybille einmal leise, und ihre Stimme zitterte ein  
1240 bißchen. »Wie soll ich ihn da herausfinden, meinen Soldaten unter all den vielen andern Soldaten?«

»Ach«, beruhigte Frau Beise sie mit einem mütterlichen Lächeln. »Ich glaube nicht, daß es ein Urlauberzug ist – er  
steht ja als gewöhnlicher Zug im Fahrplan. Und selbst wenn es so wäre – ich habe da gar keine Sorge. Wir finden uns  
schon.«

Ihr Lächeln vertiefte sich.

1245 »Schließlich hat er ja auch dein Bild«, sagte sie noch. »Da wird er dich doch erkennen.«

Daß auch sie ein Bild des Soldaten besaß, und daß sich dieses Bild ihrem Herzen ganz unverlierbar eingegraben hatte,  
das hatte sie Sybille nicht verraten, bisher. Und sie nahm sich fest vor, es auch in Zukunft nicht zu tun.

Sybille machte ein vergrübeltes Gesicht.

»Wenn er etwa Spaß mit mir machen will, wenn er gar lacht oder, was noch schlimmer wäre, wenn er mich trösten  
1250 will, dann ... nun, dann braucht er überhaupt gar nicht erst mitzukommen«, dachte sie, und eine herbe, trotzig Falte  
grub sich in ihre Mundwinkel.

Der Bahnsteig füllte sich zusehends. Es war schon ein ganzer Haufen Menschen da, und es wurden immer mehr. Aber  
nur die wenigsten hatten Gepäck bei sich, die meisten warteten also wohl gleich ihnen beiden auf irgend jemanden,  
der mit dem Zuge mitkommen sollte, den man also gleich bei seiner Ankunft herzlich und fröhlich begrüßen wollte.  
1255 Es schien, daß die Menschen die Aufforderung, in dieser Zeit nicht unnötigerweise zu verreisen, sich zu Herzen  
genommen hatten und sie befolgten.

Eine Welle von nervöser Unruhe ging plötzlich durch all die Wartenden. Draußen an dem Stellwerk mit der über alle  
Gleiskörper sich hinziehenden hochbeinigen Brücke aus eisernen Trägern und Streben war ein Einfahrtssignal  
hochgegangen. Und da wurde auch schon der Mann mit der roten Mütze, der Fahrdienstleiter, sichtbar.

1260 Irgendwo schrillte ein Läutewerk. Wenn man dicht an die Kante des Bahnsteiges trat, wenn man den Hals genügend  
weit vorreckte, so konnte man ganz weit hinten ein silberweißes Rauchwölkchen entdecken. Das war sicher der Zug,  
auf den sie alle warteten.

»Zurücktreten!« schrie plötzlich der Fahrdienstleiter.

Und wenige Sekunden später rollte der D-Zug donnernd und brausend in die überdachte Bahnhofshalle.

1265 Sybille stand plötzlich starr und steif. Sie hatte das Gefühl, daß sie mit der Erde, mit dem Boden unter ihr verwachsen  
und verwurzelt sei, und daß sie nicht einen Schritt würde gehen können, eben, und gelte es ihr Leben. Aber ihre  
dunklen Augen waren groß und weit geöffnet und richteten sich brennend auf das Gewimmel ringsum.

Viele, viele Menschen quollen aus dem Zug hervor. Menschen in bürgerlichen Kleidern und auch Soldaten, eine  
ganze Menge Soldaten. Aber ein richtiger Urlauberzug war es nun doch nicht, und Sybilles Mutter hatte wieder  
1270 einmal recht behalten.

Viele Soldaten gingen an den beiden vorbei. Einige hatten bereits Gesellschaft gefunden, Verwandte, Bekannte;  
Wiedersehensfreude strahlte aus allen Gesichtern. »Daß du mir nur erhalten geblieben bist, Jürgen«, hörte Sybille ein  
altes Frauchen zu einem jungen, lang aufgeschossenen Pionier sagen. Und dieses einfache, schlichte Wort rührte sie  
sehr und trieb ihr fast die Tränen in die Augen. – Andere wieder gingen müde, etwas enttäuscht und sehr allein dahin,  
1275 sicher hatten sie sich verpaßt, oder der, der sie hier hätte erwarten sollen, konnte aus irgendeinem Grunde nicht. War  
irgendwie verhindert oder gar krank.

Und dann sah Sybille einen – ruhig, aufrecht, langsam schritt er einher, ab und an einen suchenden Blick um sich werfend. Auf seinem Waffenrock leuchtete ein Ordensband in klaren, schimmernden Farben.

1280 »Der – wenn der es wäre«, dachte Sybille und ihr Herz schlug heftiger. Sie verlor sich an dieses ernste, gütige, wissende Gesicht, an dieses braungebrannte Männergesicht.

Da stand er auch schon vor ihr.

»Sybille«, sagte er, und ihr war es im selben Augenblick, sie habe noch nie eine so gute, warme, schöne Stimme gehört.

1285 »Das ist schön, daß du mich abholst, Sybille«, sagte der Soldat. Und er beugte sich zu ihr, die doch gewiß nicht klein war für ihr Alter, hernieder und küßte sie behutsam.

Sybille wurde gar nicht rot und verlegen. Daß dieser fremde Soldat sie küßte, schien ihr das Natürlichste und Selbstverständlichste von der Welt zu sein. Und es war ja auch schließlich »ihr Soldat«, der es tat.

Er reckte sich hoch, er begrüßte nun Frau Beise. Sie reichte ihm ihre Hand und er ließ sie lange nicht los. »Es war ein gutes Bild«, dachte Frau Beise. »Er sieht genau so aus, wie ich es erhoffte.«

1290 »Ich habe nicht viel Gepäck mit«, sagte der Soldat dann, während sie sich durch die Sperre wanden. »Ich habe eigentlich nur mich mitgebracht.«

»Das ist genug, das ist das Beste, was Sie mitbringen konnten«, lächelte Frau Beise, und Sybille nickte heftig.

1295 Draußen, auf der Straße, konnten sie nebeneinander her gehen. Die Sonne strahlte von einem makellos blauen Himmel herab und die Welt sah schön und heiter aus. Sybille ging an der linken Seite des Soldaten. Und während sie so dahinwanderten und gemächlich plauderten, schob sie plötzlich ihre Hand unter den Arm des Soldaten. Es wunderte ihn nicht, er hatte es wohl beinahe erwartet. Er faßte nach dieser kleinen Mädchen-Hand und streichelte sie sanft.

Frau Beise sah es und sie war froh und fühlte sich von einem wunderbaren Glücksgefühl durchströmt.

»Wir müßten immer so nebeneinander her schreiten, in alle Zukunft hinein, so ... in gleichem Schritt und Tritt«, dachte Sybille. Und sie empfand sich geborgen wie seit langem nicht. »Aber Peter – Peter gehört natürlich dazu ...«

1300

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!  
(21085 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/federau/sybille/titlepage.html>